



Bedeutung von Peergroups in der Prävention illegaler Substanzen

Die Relevanz der jugendlichen Peergroup in der Prävention von problematischem Konsum

Bachelorarbeit
Alexandra Winet

Begleitperson
Florian Meyer

Bachelorstudiengang
Zürich,
Frühlingssemester
2023

Abstract

Die vorliegende Literaturlarbeit fragt nach der Relevanz der Peergroup von Jugendlichen in der Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen. Dazu wird die Lebensphase der Adoleszenz und darin enthaltene Entwicklungsaufgaben sowie die Rolle der Peergroup und aktuelle Studien zu psychoaktiven Substanzkonsum näher beleuchtet. Dabei zeigt sich, dass der Aufbau der Identität ein grundlegendes Thema darstellt. Dies widerspiegelt sich auch in der mehrdimensionalen Betrachtung der Entstehung eines problematischen Konsumverhaltens. Dafür werden bewältigungstheoretische Überlegungen sowie Ansätze aus der Theorie der Subkulturen und des Labeling Approachs miteinbezogen. Weiter werden die Methoden Peer Education, Positive Peer Culture und funktionale Äquivalente vorgestellt, um aufzuzeigen, wie die Peergroup und deren Funktionen in der Prävention eingesetzt werden können. Zum Schluss werden drei Praxisorganisationen der Stadt Zürich auf ihren Einsatz solcher Methoden analysiert. Es zeigt sich, dass besonders bei Präventionsmassnahmen mit Fokus auf illegale Substanzen kaum ein Einbezug der Peergroup bewusst stattfindet. Allerdings lassen sich bei einigen Angeboten Bezüge zu den vorgestellten Methoden herstellen. Ein zukünftiger Ausbau solcher Projekte wäre auch für wissenschaftliche Wirksamkeitsstudien interessant, um ihre Effektivität zu analysieren und enthaltene Gruppenprozesse nachvollziehen zu können.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	2
Inhaltsverzeichnis	3
Abbildungsverzeichnis	5
1 Einleitung	6
1.1 Problem- und Fragestellung	6
1.2 Zielsetzung der Arbeit und Relevanz für die Soziale Arbeit.....	8
1.3 Aufbau der Arbeit.....	8
1.4 Definitionen	9
2 Adoleszenz.....	11
2.1 Entwicklungsaufgaben	11
2.2 Rolle der Peergroup in der Adoleszenz.....	12
2.3 Illegaler Substanzkonsum in der Adoleszenz	15
2.3.1 Substanzen	16
2.3.2 Konsummuster	22
3 Problematischer Substanzkonsum.....	25
3.1 Ebene Person.....	26
3.2 Ebene Umwelt	28
4 Prävention	30
4.1 Peergroup in der Prävention	33
4.1.1 Peer Education.....	34
4.1.2 Positive Peer Culture	36
4.1.3 Funktionale Äquivalente.....	37
4.2 Prävention in der Stadt Zürich	39
4.2.1 Primärprävention bei der Suchtpräventionsstelle Stadt Zürich	39
4.2.2 Sekundärprävention bei der Offenen Jugendarbeit Zürich	41
4.2.3 Tertiärprävention beim Drogeninformationszentrum	43
5 Fazit.....	45

5.1 Zusammenfassung und Beantwortung der Fragestellung	45
5.2 Kritische Würdigung der Arbeit	49
5.3 Fazit für die Praxis & die Theorie	50
Literaturverzeichnis	52
Anhang	74

Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1.</i> Würfelmodell der Drogenpolitik _____	22
<i>Abbildung 2.</i> Sucht-Trias _____	25

1 Einleitung

1.1 Problem- und Fragestellung

"Ich persönlich glaube, dass junge Menschen inzwischen zu viele Substanzen nehmen und der Konsum eine zu grosse Rolle in ihrem Alltag spielt" (Baumgartner & Haefeli, 2021). Mit diesem Zitat titelt die Neue Zürcher Zeitung einen Artikel, in dem eine Debatte bezüglich des Substanzkonsums in der Adoleszenz gefordert wird.

Tatsächlich zeigen Gmel, Kündig, Notari und Gmel (2017, S. 79) im schweizerischen Suchtmonitoring vom Jahr 2016 auf, dass Jugendliche und junge Erwachsene insgesamt mehr illegale Substanzen konsumieren als die restliche Bevölkerung. Serafin (2018) akzentuiert dies folgendermassen: «Suchtstörungen gehören zu den epidemiologisch wichtigsten entwicklungsbezogenen Störungen des Kindes- und Jugendalters» (S. 10). Die Freizeitgestaltung und somit zeitgleich das Konsumverhalten wird dabei massgeblich von Gleichaltrigen beeinflusst (Quenzel & Hurrelmann, 2022, S. 155). So beschreibt Levy (2020) das Bedürfnis, Teil einer Gruppe zu sein oder Erfahrungen mit dem sozialen Umfeld zu teilen als Gründe für den Substanzkonsum in der Adoleszenz. Der Konsum kann dabei gerade in der Gruppe, einen rituellen Charakter aufweisen. Beispielsweise als Initiationsritual zur Aufnahme in eine Peergroup oder um den Tag gemeinsam in einer ruhigen Umgebung abzuschliessen (Urban, 2020, S. 37).

Trotz dieser sozialen Funktion des Konsums können Konsumierende aber auch Ausgrenzung und Stigmatisierung erfahren. Neben physischen und psychischen Folgen bestehen insbesondere beim Konsum illegaler Substanzen soziale Folgen (Stöver, 2021, S. 603). Ein Beispiel dafür zeigt Stöver (2021, S. 606) in der Strafverfolgung auf. Diese beeinflusst nicht nur die soziale Ebene negativ, sondern begrenzt auch Möglichkeiten der betroffenen Personen auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt. Vor allem in der Adoleszenz ist dieser Faktor besonders schwerwiegend. Neben polizeilichen Massnahmen erfahren die Jugendlichen häufig Sanktionen seitens der Schule und Familie. Dadurch gestaltet sich der Übergang in das Erwachsenenleben erschwert und soziale Ausgrenzung wird verstärkt. Dies beeinflusst wiederum das Konsumverhalten, wodurch ein Teufelskreis entsteht (Stöver, 2021, S. 606).

Die Soziale Arbeit kann hier beispielsweise durch Präventionsmassnahmen intervenieren. Wohlgemut (2009, S. 11) beschreibt Prävention darin, Menschen vor möglichen negativen Entwicklungen zu schützen. Insofern wird dies auch als ein Ziel des sozialpädagogischen Handelns beschrieben. Böllert (2018, S. 1188–1189) kritisiert Präventionsarbeit dahingehend, dass Angebote zunehmend ausgeweitet werden,

wodurch die Zielgruppen generell als gefährdet eingestuft werden könnten. Ebenso zeigt sich die Prävention häufig als ein Bereich, in dem vorwiegend Jugendliche davon abgehalten werden sollen, in irgendeiner Art deviant zu werden. Somit wird Prävention mehrheitlich zu einem normierenden Kontrollmechanismus. Andererseits kann der Präventionsbegriff so definiert werden, dass die Soziale Arbeit Menschen dazu befähigt, ihre Lebensbedingungen aktiv mitzugestalten, anstatt auf vollendete Tatsachen mit Kontrolle zu reagieren (Wohlgemuth, 2009, S. 12). So plädieren Rosenbrock und Kümpers (2006, S. 417) dafür, die Prävention partizipativ zu gestalten, um so der Klientel zu ermöglichen, die Bedingungen selbst mitzugestalten und somit Ressourcen aufzubauen und zu fördern. Beispiele dafür stellen Methoden aus dem Peer Involvement dar. In einer partizipativen Auseinandersetzung können Jugendliche ihre Lebenswelt reflektieren und selbst mitgestalten (Kempen, 2007, zitiert nach Heeg, Steiner & Balleys, 2016, S. 432). Für die Jugendlichen zeigt es sich von Vorteil, dass sie Wissen, welches sich nah an ihrer eigenen Lebenswelt befindet, einbringen können. Dadurch erleben sie die Prävention als relevanter (Heeg et al., 2016, S. 432).

Auf Grundlage dessen beschäftigt sich die vorliegende Arbeit damit, wie die Soziale Arbeit eine partizipative und ressourcenorientierte Prävention für Jugendliche ermöglichen kann. Dabei wird der Fokus auf den Einbezug der Peergroup gelegt.

Dies führt zu folgender Hauptfragestellung:

Welche Relevanz hat die Peergroup von Jugendlichen in der Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen?

Zur Bearbeitung werden daraus Teilfragen abgeleitet:

- Welchen Einfluss hat die Peergroup auf das Konsumverhalten illegaler Substanzen bei Jugendlichen?
- Wie zeigt sich das Konsumverhalten von Jugendlichen in Bezug auf illegale Substanzen in der Schweiz?
- Wie kann der Konsum illegaler Substanzen in der Adoleszenz erklärt werden?
- Wie kann die Peergroup bei der Prävention von problematischem Konsum in der Adoleszenz miteinbezogen werden?
- Wie wird die Peergroup bei der Prävention von problematischem Konsum in der Adoleszenz in der Stadt Zürich miteinbezogen?

1.2 Zielsetzung der Arbeit und Relevanz für die Soziale Arbeit

Ziel dieser Arbeit ist aufzuzeigen, wie sich die Peergroup von Jugendlichen auf das Konsumverhalten von illegalen Substanzen auswirkt und welche Ansätze in der Prävention verfolgt werden können, um die Peergroup miteinzubeziehen. Auf Grundlage dessen soll exemplarisch anhand dreier Institutionen aus verschiedenen Präventionstypen die Situation in der Stadt Zürich aufgezeigt werden. Insofern soll die Arbeit eine mögliche Handlungsempfehlung für die Praxis der Sozialen Arbeit darstellen, wie die Peergroup von Jugendlichen in der Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen miteinbezogen werden kann.

Die Relevanz der vorliegenden Arbeit ergibt sich aus dem Berufskodex der Sozialen Arbeit. Beck, Diethelm, Kerssi, Grand und Schmocker (2010) zeigen auf, dass die Soziale Arbeit dazu verpflichtet ist, nicht nur Individuen, sondern auch soziale Gruppen und damit verbundene Wechselwirkungen zu fokussieren. So zielt sie «auf das gegenseitig unterstützende Einwirken der Menschen auf die anderen Menschen» (S.7). Dies widerspiegelt sich in der Definition, dass sich Soziale Arbeit neben Verhaltenstheorien auch auf Theorien sozialer Systeme stützen soll (Beck et al., 2010, S. 9).

Die vorliegende Arbeit setzt daran an, dass Jugendliche Teil mehrerer sozialer Systeme sind. Eines dieser Systeme, welches in der Adoleszenz zentral ist, ist die Peergroup. Mit diesem Ausgangspunkt fragt die Arbeit danach, wie mit diesem sozialen System präventiv gearbeitet werden kann, um eine soziale Notlage, welche aus einem problematischen Konsum illegaler Substanzen resultieren könnte, zu verhindern. Die Verhinderung sozialer Notlagen zählt ebenfalls zu den Zielen der Sozialen Arbeit (Beck et al., 2010, S. 7).

1.3 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit beginnt mit der Beschreibung der Adoleszenz, den darin enthaltenen Entwicklungsaufgaben und der Rolle der Peergroup. Das Kapitel schliesst mit der Beschreibung des Konsums von Jugendlichen, wobei der Fokus auf Substanzen und Konsummustern liegt. Weiter wird im Kapitel «Problematischer Substanzkonsum» aufgezeigt, wie mit verschiedenen theoretischen Konstrukten das Entstehen eines problematischen Konsummusters erklärt werden kann. Darauffolgend konzentriert sich das Kapitel «Prävention» auf Möglichkeiten, die Peergroup in der Prävention miteinzubeziehen. Zudem wird anhand von Angeboten aus drei Praxisinstitutionen die Situation in der Stadt Zürich exemplarisch aufgezeigt. Die Arbeit mündet in einer abschliessenden Zusammenfassung, welche auf die Beantwortung der Fragestellung abzielt und Empfehlungen für die Praxis abgibt.

Die geografische Begrenzung der Praxisinstitutionen begründet sich darin, dass Arbeits- sowie Studienort der Autorin die Stadt Zürich ist. Umliegende Präventionsmöglichkeiten sind somit für den Theorie-Praxis-Transfer besonders interessant.

1.4 Definitionen

Folgend werden Begriffe, die in der vorliegenden Arbeit von wesentlicher Bedeutung sind, definiert. So soll eine gemeinsame Grundlage des Verständnisses geschaffen werden. Die Begriffe «Problematischer Konsum» und «Prävention» werden im späteren Verlauf der Arbeit näher definiert.

Adoleszenz

Während der Begriff der Pubertät besonders auf biologische Aspekte der Entwicklung im Jugendalter eingeht, beinhaltet die Adoleszenz zusätzlich psychosoziale Aspekte. Die Pubertät endet mit der Geschlechtsreife. Dahingegen bezieht sich die Adoleszenz auf eine grössere Altersspanne (Konrad & König, 2018, S. 2). Die Frage danach, in welchem Alter die Adoleszenz stattfindet, lässt sich allerdings durch unterschiedliche Meinungen in der Literatur nicht genau beantworten. Während die World Health Organization (WHO) die Lebensphase Adoleszenz zwischen zehn und 19 Jahren ansiedelt (2021, Kap. Introduction), teilt Steinberg (1993, zitiert nach Kessels, 2013, S. 39) die Adoleszenz in drei Phasen ein: elf bis 14-Jährige in die frühe, 15 bis 17-Jährige in die mittlere und 18 bis 21-Jährige in die späte Adoleszenz. Sawyer, Azzopardi, Wickremarathne und Patton (2018, S. 224) plädieren gar dafür, die Adoleszenz bis auf 25 Jahre auszuweiten.

Aufgrund der Differenziertheit der Definition gemäss Steinberger (1993, zitiert nach Kessels, 2013, S. 39) konzentriert sich die vorliegende Arbeit auf diese Definition von Adoleszenz. Da in der mittleren und späten Adoleszenz schon eher ein Ablöseprozess aus der Herkunftsfamilie stattgefunden hat und die Peergroup immer wichtiger wird (Stier & Weissenrieder, 2006, S. 17), liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf Jugendliche in diesen beiden Adoleszenzphasen.

Peergroup

Im wissenschaftlichen Diskurs zeigt sich eine unzureichende Differenzierung des Begriffs Peergroup. Je nach Anwendungsbereich richtet sich der Begriff nach anderen Kriterien. So wird die Peergroup meist mit Gleichartigkeit in Verbindung gebracht, welche sich auf das Alter, die Gesinnung, gemeinsame Praktiken oder auch auf die institutionelle Einbindung bezieht. Die Definitionen unterscheiden sich auch hinsichtlich der Kontaktform der Peers (Köhler, Krüger & Pfaff, 2016, S. 12). Während Hitzler

und Niederbacher (2010, S. 15–16) den Begriff eher als Szenenzugehörigkeit verstehen, welche keinen direkten Kontakt miteinander voraussetzt, ist dieser Kontakt bei Schröder (2021, S. 1380) bedeutend. Weiter wird unterschieden, ob zu Peergroups nur freiwillige Kontakte gehören oder auch unkündbare Kontakte wie beispielsweise Geschwisterbeziehungen oder Schulklassen dazugehören. Daran anknüpfend muss zudem differenziert werden, ob Sympathie zwischen den Individuen für die Definition als Peergroup notwendig ist oder ob auch Feindschaften relevant sein können (Köhler et al., 2016, S. 13). Die Frage nach der Reziprozität, also inwiefern die Individuen wechselseitige Interaktionsprozesse führen, findet sich in vielen Definitionen als Gemeinsamkeit (Köhler et al., 2016, S. 13).

Da sich die vorliegende Arbeit besonders auf die Beeinflussung der Individuen untereinander bezieht, werden Peergroups hier definiert als Jugendliche, die im direkten Kontakt zueinanderstehen. Dabei ist weniger das Alter, sondern mehr gemeinsame Gesinnungen und Praktiken bedeutsam. Allerdings werden in der vorliegenden Arbeit weder Freiwilligkeit noch Sympathien der Beziehungen vorausgesetzt. Dies kann darin begründet werden, dass ambivalente Beziehungen zu Peers, zu denen keine Freundschaft besteht, trotzdem beeinflussende Wirkungen aufzeigen können (Bennewitz, Breidenstein & Meier, 2016, S. 413).

Illegale Substanzen

Da sich die vorliegende Arbeit auf die Praxis in der Schweiz bezieht, werden als illegale Substanzen diejenigen Substanzen definiert, welche sich in Artikel 2 BetmG (Betäubungsmittelgesetz vom 3. Oktober 1951, SR 812.121) wiederfinden. Dazu gehören neben verschiedenen psychoaktiven Substanzen auch deren Vorläuferstoffe oder Hilfschemikalien, die zur Substanzherstellung gebraucht werden. Um einen Überblick über diese Substanzen zu schaffen, besteht eine ausführliche Liste zu allen Substanzen, die in der Schweiz als illegal definiert werden (Verordnung des EDI über die Verzeichnisse der Betäubungsmittel, psychotropen Stoffe, Vorläuferstoffe und Hilfschemikalien vom 30. Mai 2011, SR 812.121.11). Aufgrund der Illegalität verstösst der Konsum der Substanzen gegen Regeln und Werte unserer Gesellschaft. Insofern fällt er unter deviantes Verhalten, welches die Abweichung von gesellschaftlichen Normen beschreibt. Dabei ist zu beachten, dass Verstösse gegen solche Normen oftmals zur Adoleszenz dazu gehören (Dollinger, Heppchen & Schirmer, 2020, S. 391).

2 Adoleszenz

Die Lebensphase Adoleszenz ist geprägt von markanten Veränderungen. Innere sowie äussere biologische Entwicklungen werden begleitet von Umstrukturierungen des Denkens und des sozialen Umfelds (Stier & Weissenrieder, 2006, S. 17). Zusätzlich treffen herausfordernde Erwartungen der Gesellschaft und des Umfelds auf die Jugendlichen, die gleichzeitig eigene, eventuell abweichende Vorstellungen von ihrer Jugend haben (Gaupp & Berngruber, 2022, S. 253).

Im folgenden Kapitel soll diese Lebensphase genauer beleuchtet werden. Dafür werden zuerst Sichtweisen verschiedener Entwicklungstheorien auf die Adoleszenz erläutert. Danach wird verstärkt die Peergroup in den Fokus genommen und beschrieben, welche Rolle sie in der Adoleszenz hat. Abschliessend werden aktuelle Studien beigezogen, um aufzuzeigen, welche illegalen Substanzen Jugendliche aktuell konsumieren und wie sich diese auswirken. Zudem werden verschiedene Konsummuster beleuchtet.

2.1 Entwicklungsaufgaben

Die Soziale Arbeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Entwicklung von Menschen zu fördern (Beck et al., 2010, S. 7). Um dies zu gewährleisten, ist es unabdingbar für Fachkräfte der Sozialen Arbeit Fachwissen über Entwicklungsverläufe und einflussnehmende Faktoren zu besitzen (Rothgang & Bach, 2021, S. 30). Über die Aufgaben, welche für eine erfolgreiche Entwicklung in bestimmten Lebensphasen bearbeitet werden müssen, bestehen verschiedene Theorien.

Gemäss Bauer und Hurrelmann (2021, S. 98) nimmt Erikson bei seiner psychosozialen Entwicklungstheorie die Persönlichkeit ins Blickfeld, welche sich über das ganze Leben hinweg weiterentwickelt. Dabei fokussiert er altersspezifische Spannungen zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen. Die Lösung dieser Spannungen sei dabei Voraussetzung dafür, dass sich die Persönlichkeitsentwicklung erfolgreich weiter vollziehen kann. Als vorherrschende Spannung in der Adoleszenz nennt er Identität versus Identitätsdiffusion.

Erikson (1981, zitiert nach Conzen, 2020, S. 93) beschreibt den jugendlichen Menschen als Individuum, welches seinen Platz in der Gesellschaft sucht. Dazu werden Verhaltensweisen ausprobiert, worunter unter anderem der Konsum illegaler Substanzen fallen kann. Diese können Konflikte mit Autoritätspersonen oder mit der Peergroup auslösen, was eine Identitätskrise verschärfen kann (Conzen, 2020, S. 93). Die Beziehungen zu Erwachsenen und deren Werten werden zunehmend infrage

gestellt werden, obwohl die eigene Identität noch nicht gesichert ist. Die Gestaltung der Identität und der Wertewelt geschieht oftmals durch das Angleichen des Lebensstils an berühmte Personen als Leitbilder oder durch die Suche nach Anerkennung in der Peergroup (Conzen, 2020, S. 93–95).

Die von Havighurst formulierten Entwicklungsaufgaben schliessen an die Theorie von Erikson insofern an, dass die Beziehung zu Eltern und Peergroup sowie die Identitätsentwicklung im Mittelpunkt stehen. Während Erikson allerdings davon ausgeht, dass die Spannungen nur gelöst werden können, wenn die vorhergehenden bereits bearbeitet wurden, formuliert Havighurst keinen bestimmten Ablauf der Entwicklungsaufgaben. Somit anerkennt er, dass die spätere Lösung nicht zwingend eine negative Entwicklung bedeutet (Hannover, Zander & Wolter, 2014, S. 152).

Entwicklungsaufgaben sind gemäss Havighurst (1953, zitiert nach Bauer & Hurrelmann, 2021, S. 164) gesellschaftliche Anforderungen an Individuen, damit konstruktive Entwicklung und eine Integration in die Gesellschaft stattfinden kann. In der Adoleszenz stehen Unabhängigkeit vom Elternhaus, Beziehungsaufbau zur Peergroup und das Übernehmen von Verantwortung für sein Handeln durch Aufbau eines eigenen Wertesystems im Fokus (Eschenbeck & Knauf, 2018, S. 25).

Diese Aufgaben haben immer noch Relevanz für Jugendliche. Allerdings stellen sich heute zusätzlich Anforderungen an Jugendliche, welche ihren Konsum und ihre Freizeit betreffen. Gemäss Albert, Hurrelmann und Quenzel (2015, S. 43) müssen Jugendliche verantwortungsvolle Konsum- und Freizeitentscheidungen entwickeln. Diese Entwicklungsaufgabe wird von der fortschreitenden Digitalisierung und der Möglichkeit, jederzeit auf das Internet zugreifen zu können, begleitet. Dies ist für die vorliegende Arbeit relevant aufgrund dessen, dass in sozialen Medien der Konsum illegaler Substanzen oft positiv dargestellt wird, was das Konsumverhalten von Jugendlichen beeinflussen kann (Rutherford et al., 2023, S. 213). Zudem verlagert sich ein Teil des Handels illegaler Substanzen in die sozialen Medien. So ist die Kompetenz verantwortungsvoller Konsumententscheidungen bei Jugendlichen gefragt. Besonders weil Jugendliche meist rechtliche und gesundheitliche Konsequenzen des Kontakts mit Handelnden nur unzureichend einschätzen können (Bakken & Demant, 2019, S. 261).

2.2 Rolle der Peergroup in der Adoleszenz

Wie sich anhand der Entwicklungstheorien zeigt, nimmt die Peergroup in der Adoleszenz eine wichtige Rolle ein. Ergänzend zu der Familie und der Schule, baut die

Peergroup eine eigene kulturelle und soziale Welt auf (Krappmann & Oswald, 1995, zitiert nach Ecarius, Köbel & Wahl, 2011, S. 11). Pointiert bezeichnet Griesse (2016) die Peergroup als «dominante Sozialisationsinstanz für Jugendliche» (S. 65).

Peergroups bilden sich vorwiegend aufgrund gemeinsamer Interessen. Zusammen erschaffen die Jugendlichen einen sozialen Raum, innerhalb dessen sie einen individuellen Habitus herausbilden können (Heyer, Palentien & Gürlevik, 2012, S. 987–988). Insofern bauen sie aus konstruktivistischer Sicht eigene Wirklichkeitskonstruktionen auf, indem sie gesellschaftlich entworfene Regeln und Werte hinterfragen und eigene, teilweise abweichende Werte und Normen verinnerlichen (Scheer, 2019, S. 1149). Der Grund für das Hinterfragen ist, dass Jugendliche mit Widersprüchen konfrontiert werden. So werden ihnen oft Verhaltensweisen empfohlen, welche von Erwachsenen nicht eingehalten werden. Als Beispiel dafür zeigt sich der Umgang mit psychoaktiven Substanzen. Jugendliche werden vor dem Konsum illegaler und legaler Substanzen wie Alkohol gewarnt, trotzdem konsumieren Erwachsene im direkten Umfeld mehr oder weniger regelmässig legale psychoaktive Substanzen (Scheer, 2019, S. 1150). Zudem erleben sie aufgrund der Digitalisierung auch fremde Erwachsene, die den Konsum glorifizieren, beispielsweise durch die Promotion von Substanzen in sozialen Medien (Rutherford et al., 2023, S. 213).

In der Peergroup können Jugendliche Umgang mit solchen ambivalenten Erfahrungen finden. Zudem erlernen sie über informelle Bildungsprozesse in den Peergroups soziale Fähigkeiten und erarbeiten gemeinsam in einem geschützten Raum soziale Verhaltensregeln. Diese Aushandlungsprozesse werden durch die symmetrische Beziehung der Jugendlichen untereinander unterstützt (Grunert, 2007, S. 28). Symmetrie bedeutet hierbei, dass zwischen den Personen Gleichberechtigung herrscht. Asymmetrische Beziehungen unterstehen dagegen einem Abhängigkeitsverhältnis. Eine Person ist dabei aufgrund von Machtstrukturen auf die andere Person angewiesen (Radtke, 2011, S. 11). Aufgrund des Machtgefälles, welches aus einer Abhängigkeit des Kindes von seinen Eltern entsteht, handelt es sich zwischen Jugendlichen und Erwachsenen um eine asymmetrische Beziehung (Rademacher, 2022, S. 71). Diese erschwert es Jugendlichen Regeln und Werte mit Erwachsenen auszuhandeln (Grunert, 2007, S. 28). Allerdings ist der Erziehungsstil von Bedeutung. So zeigen sich beispielsweise bei einer autoritären Erziehung kaum Möglichkeiten, Regeln auszuhandeln, währenddem ein demokratischer Erziehungsstil durchaus Kindern erlaubt, mit ihren Eltern in eine Diskussion zu treten (Lewin, Lippitt & White, 1939, zitiert nach Ecarius, 2007, S. 137).

Trotz der symmetrischen Beziehung zeigen sich auch in Peergroups oftmals hierarchische Strukturen, welche die Gefahr von Exklusion bergen. Exklusion bedeutet für Jugendliche Statusverlust, da auch der Anschluss an andere Peergroups gefährdet sein kann (Breidenstein, 2008, S. 954). Ein Gefühl von Zugehörigkeit kann durch Rituale innerhalb der Gruppe hergestellt werden (Urban, 2020, S. 36). Sting (2013, S. 479) zeigt auf, dass gerade der Substanzkonsum einen solchen rituellen Charakter aufweisen kann. Er stellt dabei eine Gruppenaktivität dar, welche gemeinsam organisiert wird und die geteilte Rauscherlebnisse hervorbringt. Auch Urban (2020, S. 37) zeigt auf, dass der gemeinsame Rausch zelebriert wird und verbindend wirkt. Substanzkonsum kann ausserdem als Initiationsritual dienen, um zu zeigen, dass man den Status als Gruppenmitglied erreicht hat. Obwohl diese Rituale exkludierend wirken können, wenn einzelne Individuen in der Gruppe nicht konsumieren, zeigen Wissmann und Stauber (2016, S. 390), dass meist keine Exklusion stattfindet, obwohl Konsummuster Einzelner von der Norm der Peergroup abweichen. Trotzdem weisen sie darauf hin, dass der gemeinsame Konsum von Substanzen einen normalisierenden und verharmlosenden Effekt haben kann.

Aufgrund der beschriebenen Funktionen kann eine Exklusion aus der Peergroup für Jugendliche Folgen wie geringeres Selbstvertrauen haben (Harring, 2007, S. 253). Dies selbst dann, wenn die Peergroup negative Auswirkungen auf das Individuum hat aufgrund devianter Verhaltensweisen. Bei einer Exklusion kann die Familie kompensierend wirken (Ecarius et al., 2011, S. 114). Allerdings zeigen qualitativ gute Peerbeziehungen eine kompensierende Wirkung bei negativen Familienverhältnissen. Dadurch können familiär bedingte Verhaltensprobleme teilweise aufgefangen werden (Lansford, Criss, Pettit, Dodge & Bates, 2003, S. 171). Dies zeigt sich auch in den Auswirkungen der Bindungserfahrungen aus den Familien. Während sicher gebundene Jugendliche in der Adoleszenz weiterhin die Eltern als Bezugspersonen bevorzugen, werden Peers bei unsicher gebundenen Jugendlichen zu primären Bezugspersonen (Markierwicz, 2006, zitiert nach Ecarius et al., 2011, S. 114).

Insgesamt zeigt sich also, dass die Peergroup einerseits zwar das Risiko für illegalen Substanzkonsum verschärfen kann (Harring, 2007, S. 253), andererseits allerdings auch ein Ort ist, in dem Jugendliche Sicherheit finden und der sie in ihrer Entwicklung unterstützen kann (Krappmann & Oswald, 1995, zitiert nach Heyer et al., 2012, S. 989). Wenn das individuelle Risiko illegale Substanzen zu konsumieren durch andere Faktoren erhöht ist, kann die Peergroup somit eine abschwächende Wirkung auf dieses Risiko haben (Harring, 2007, S. 253). Beide Funktionen sind für die Soziale Arbeit

in der Zusammenarbeit mit Jugendlichen essenziell. Jugendliche werden in ihren Einstellungen sowie in ihren Handlungsmustern durch die Peergroup beeinflusst. Die Soziale Arbeit muss dies berücksichtigen. Einerseits müssen diese Dynamiken von Fachpersonen respektiert werden, andererseits können sie auch direkt auf diese Faktoren Einfluss nehmen, wenn sie mit Peergroups zusammenarbeiten (Trabandt & Wagner, 2020, S. 39). Laut Steinebach und Steinebach (2013) gilt die Peergroup dann als Schutzfaktor, wenn sich die Individuen sozial kompetent, unterstützend und beratend zeigen (S. 99-100). Allerdings fördert die Tatsache, Teil einer Peergroup zu sein, allgemein schon einen besseren Umgang mit Belastungen in Beziehungen (S. 102). Valtin (2006, S. 143) betont, dass Jugendliche von ihren Peers oft mehr Verständnis erleben als von Erwachsenen. Dies kann die Soziale Arbeit durch Peer Involvement-Ansätze nutzen. Das Vertrauensverhältnis zu den Peers ermöglicht Jugendlichen bestimmte Themen anzusprechen, die bei Erwachsenen oft mit Stigmatisierungen verbunden werden, wie der Konsum illegaler Substanzen (Heyer et al., 2012, S. 994).

2.3 Illegaler Substanzkonsum in der Adoleszenz

Niekrenz (2018, S. 726) beschreibt den Rausch als eine Aufhebung der Steuerungsbestrebungen. Der Mensch verliert seine Körperbeherrschung, weil der Versuch, den Körper zu kontrollieren, abgebrochen wird. Auf Basis dieser Erfahrung kann der eigene Körper und die Umwelt neu wahrgenommen werden, was zu einer Veränderung gewohnter Handlungsweisen im Alltag führen kann.

Gemäss Quenzel und Hurrelmann (2022, S. 214) dient der Substanzkonsum Jugendlichen subjektiv dazu, der elterlichen Kontrolle zu entgehen und Grenzen zu überschreiten. Dies beschreibt Niekrenz (2018, S. 728–729) als Übergangsritus. Dadurch können Jugendliche die Machtposition der Erwachsenen dekonstruieren, was sie in ihrer Entwicklungsaufgabe bezüglich Unabhängigkeit vom Elternhaus (vgl. Kap. 2.1) unterstützen kann.

Weitere Motive für Substanzkonsum können Zugang zu Peergroups oder die Kompensation negativer Erlebnisse sein (Quenzel & Hurrelmann, 2022, S. 215). Letzteres wird als Selbstmedikation bezeichnet. Hierbei werden Gefühle, die belastend wahrgenommen werden, durch ein euphorisches Gefühl beim Konsum überdeckt. Dies birgt allerdings die Gefahr eines problematischen Konsummusters (Küfner & Metzner, 2011, S. 724). Wenn Probleme bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben auftauchen, kann es ebenfalls zu Konsum zur Überdeckung unangenehmer Gefühle kommen. Der Konsum dient hier dazu, positive Gefühle aufrechtzuerhalten und dem

gesellschaftlichen Druck auszuweichen (Quenzel & Hurrelmann, 2022, S. 214). Allerdings betont Niekrenz (2018, S. 728), dass Substanzkonsum auch positive Effekte auf die Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen haben kann. Die psychischen und körperlichen Grenzerfahrungen ermöglichen, eine andere Sichtweise auf die eigene Identität zu erhalten. Unter Anbetracht dessen, dass gemäss Erikson und Havighurst die Ausgestaltung der Identität eine zentrale Position in der Adoleszenz einnimmt (vgl. Kap. 2.1), kann dies als Entwicklungsschritt gesehen werden.

Da der illegale Substanzkonsum mit gesundheitlichen, finanziellen und rechtlichen Risiken einhergeht, können Jugendliche gemäss Niekrenz (2018, S. 729) Risikokompetenzen erwerben. Dem widersprechen Quenzel und Hurrelmann (2022, S. 214). Aufgrund dieser Risiken klassifizieren sie den Konsum illegaler Substanzen als Problemverhalten in der Adoleszenz. Die Risiken des Konsums variieren allerdings je nach Substanz und Konsummuster, weshalb dies nun näher betrachtet wird.

2.3.1 Substanzen

Das Suchtmonitoring des Jahres 2016 zeigt auf, dass Jugendliche und junge Erwachsene im Vergleich zur restlichen Bevölkerung mehr illegale Substanzen konsumieren (Gmel et al., 2017, S. 79). Verschiedene Studien sind sich darüber einig, dass Cannabis international, wie auch national über alle Altersklassen hinweg die meist konsumierte illegale Substanz ist (Gmel et al., 2017, S. 79; United Nations Office on Drugs and Crime, 2022, S. 16). Allerdings bestehen unterschiedliche Ergebnisse dazu, inwiefern illegale Substanzen bei Jugendlichen in der Schweiz verbreitet sind. So gehen Gmel et al. (2017, S. 83) von einer Lebenszeitprävalenz von 29.5 % bei jugendlichem Cannabiskonsum aus, während Delgrande Jordan, Schneider, Eichenberger und Kretschmann (2019, S. 107) von 17 % ausgehen. Die Lebenszeitprävalenz erfasst in Studien gemäss Delgrande Jordan et al. (2019, S. 184) dabei die Frage, ob im gesamten Leben eine bestimmte Substanz mindestens einmal konsumiert wurde. Anhand dieser zeigen sie in ihrer Studie, dass nach Cannabis die meistkonsumierten Substanzen von Jugendlichen Medikamente mit der Absicht sich zu berauschen sind, woraufhin Kokain, Ecstasy und psychotrope Pilze folgen. Es besteht allerdings eine Geschlechterdifferenz. So werden von männlichen Jugendlichen psychotrope Pilze mit 2.5 % nach Medikamenten am häufigsten konsumiert, während bei Mädchen Kokain mit 2 % und Ecstasy mit 1.8 % folgen.

Ebenfalls anhand der Lebenszeitprävalenz zeigen Gmel et al. (2017), dass Jugendliche nach Cannabis am meisten Ecstasy konsumieren (2.5 %) (S. 150), woraufhin

Kokain (0.8 %) folgt (S. 152). Innerhalb der Altersklasse wurde hier keine Geschlechtsdifferenz ermittelt. Zudem werden Medikamente zur Berausung sowie psychotrope Pilze bei der Befragung nach weiteren eingenommenen Substanzen innerhalb des letzten Jahres nicht explizit genannt (Gmel et al., 2017, S. 94).

Beim Vergleich der Studien muss darauf geachtet werden, dass die Studie von Gmel et al. (2017) älter ist und Jugendliche im Alter von 15-19 Jahren zusammen in eine Kategorie nimmt. Delgrande Jordan et al. (2019) befragen dagegen nur 14-15-jährige Jugendliche. Zudem ist zu beachten, dass illegaler Substanzkonsum aufgrund der damit verbundenen Delinquenz und Stigmatisierung in der Forschung ein Bereich ist, bei dem Dunkelfeldziffern mit hoher Wahrscheinlichkeit auftreten. Somit kann es sein, dass die eigentliche Menge des Konsums höher ist, als in den Studien erforscht wurde (Schaffer & Schaffer, 2020, S. 74).

Illegale psychotrope Substanzen können unterschiedlich kategorisiert werden. Aufgrund der häufigen Anwendung der Klassifizierung nach Wirkungsweisen wird in der vorliegenden Arbeit diese verwendet. Die vorwiegende Wirkung kann sich allerdings beispielsweise aufgrund der Dosierung verändern (Kretzschmar & Kretzschmar, 2011, S. 18).

Dämpfende Substanzen

Substanzen, welche umgangssprachlich als «Downer» bezeichnet werden, wirken sich dämpfend auf den Körper und die Psyche aus (Weidhase, Hentschel, Mende, Schulze & Petros, 2014, S. 284). Zudem werden Entspannung sowie gelinderte Angst und Erregung wahrgenommen (Know-Drugs, 2023b, Kap. Downer). Allerdings können sich auch euphorisierende Wirkungen zeigen (Weidhase et al., 2014, S. 284). Aufgrund ihrer dämpfenden Wirkung wird oft die Atmung beim Konsum beeinflusst (Rücker et al., 2019, zitiert nach Krämer et al., 2022, S. 138). Kretzschmar und Kretzschmar (2011, S. 23) zeigen zudem auf, dass diese Substanzen ein grösseres Risiko für die Entwicklung einer physischen Abhängigkeit haben. Der Grund dafür besteht in der Ausschüttung von Stoffen zur Gegenregulation, um das Nervensystem aus dem gedämpften Zustand herauszuholen. Daher zeigen sich vorwiegend physische Entzugssymptome.

Beispiele für illegale «Downer» sind Benzodiazepine und Opiate, welche ohne medizinische Indikation eingenommen werden, sowie Heroin (Amrhein, 2019). Zudem wird Cannabis oft ebenfalls zu dieser Kategorie gezählt (Weilemann, 2013, S. 484), obwohl einzelne Autor:innen wie Amrhein (2019) betonen, dass Cannabis neben sei-

ner dämpfenden Wirkung ebenso stimulierend oder halluzinogen wirken kann. Trotzdem wird folgend als Beispiel für einen «Downer» Cannabis, als meist konsumierte illegale Substanz, näher betrachtet.

Das Hanfgewächs Cannabis enthält verschiedene psychoaktive Wirkstoffe. Besonders stark zeigt sich dabei Tetrahydrocannabinol (THC), welches grösstenteils für den Rausch verantwortlich ist (Scherbaum, 2019, S. 39). Cannabisprodukte werden überwiegend in verschiedenen Formen geraucht oder als Gebäck oral konsumiert (Yesil, 2021, S. 82). Der Rausch kann sich aufgrund der erhöhten Dopaminausschüttung in Entspannungs- und Zufriedenheitsgefühlen äussern (Voss, 2020, S. 100). Da der Cannabiskonsum die Stimmung verstärkt, können neben positiven auch negative Gefühle intensiviert werden (Scherbaum, 2019, S. 47).

Das Risiko für unerwünschte Nebenwirkungen steigt mit dem THC-Gehalt des konsumierten Cannabis. Besonders bei essbaren Produkten ist die Dosierung erschwert (Waldis, 2022, S. 9). Ausserdem besteht das Risiko von Langzeitfolgen. Neben physischen Folgen stehen besonders psychosoziale Folgen im Vordergrund. Regelmässiger Cannabiskonsum wird mit Interessensverlust und Antriebslosigkeit in Verbindung gebracht. Mit Blick auf die vielfältigen Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz (vgl. Kap. 1.1), können solche Symptome einschränkende Auswirkungen auf die Bewältigung haben (Scherbaum, 2019, S. 48). Gerade bei täglichem Konsum besteht ausserdem das Risiko, Psychosen und Schizophrenie zu entwickeln (Sohn, 2019, S. 17). Weiter kann der regelmässige Cannabiskonsum zu einer Abhängigkeit führen. Besonders in der Adoleszenz ist das Risiko dafür grösser. Daraus können soziale Folgen entstehen, die teilweise bis ins Erwachsenenalter negative Auswirkungen haben können (Scherbaum, 2019, S. 49). Ein weiteres Risiko stellen synthetische Cannabinoide dar, die seit dem Jahr 2020 vermehrt bei Cannabisproben festgestellt werden. Aufgrund ihrer unterschiedlichen Dosierung und Wirkweise sowie dem Unwissen der Konsumierenden über das Vorhandensein dieser Stoffe, können diese negative Auswirkungen haben (Infodrog, 2020, S. 3; Waldis, 2022, S. 9).

Stimulierende Substanzen

«Upper» sind Substanzen, die sich stimulierend auf das zentrale Nervensystem auswirken. Euphorie, Leistungssteigerung und erhöhte Wachheit gehören zu den typischen Wirkungen (Weidhase et al., 2014, S. 284). Durch die psychische Anregung wird die Stimmung der Konsumierenden aufgehellt. Der Körper schüttet Stresshormone aus, wodurch Grundbedürfnisse nach Nahrung und Schlaf sowie das Schmerzempfinden reduziert werden (Know-Drugs, 2023b, Kap. Stimulanzien/Upper). Durch

die erhöhte Ausschüttung der Stresshormone wird das Herz-Kreislauf-System ange-
regt, was unerwünscht Nebenwirkungen nach sich ziehen kann (Rücker et al., 2019,
zitiert nach Krämer et al., 2022, S. 138). So kann beispielsweise das sympathomi-
metische Syndrom, welches mit erhöhtem Blutdruck und Puls sowie schnellerer At-
mung und ansteigender Körpertemperatur einhergeht, Folge des Konsums sein
(Weidhase et al., 2014, S. 284). Bei einer Abhängigkeit äussern sich Entzugssymp-
tome gemäss Kretzschmar und Kretzschmar (2011, S. 23) eher psychisch.

Klassische Beispiele stimulierender Substanzen sind neben Kokain Amphetamine
oder chemisch verwandte Stoffe wie Ecstasy (Weidhase et al., 2014, S. 284). Letz-
teres wird folgend näher betrachtet. Grund dafür sind Studien von Quednow et al.
(2022, S. 189) und Gmel et al. (2017, S. 150), die aufzeigen, dass geschlechtsüber-
greifend die Lebenszeitprävalenz bei Jugendlichen für Ecstasykonsum höher liegt als
bei Kokain.

Der Wirkstoff 3,4-Methylendioxyamphetamin (MDMA, umgangssprachlich Ecs-
stasy) wird oft als illegale Substanz konsumiert (Hermle & Schuldt, 2018, S. 551). Eine
Einnahme über die Nase oder rauchend ist zwar möglich (Weilemann, 2013, S. 487),
allerdings ist der orale Konsum als Tablette verbreiteter (Daumann & Gouzoulis-Ma-
yfrank, 2015, S. 44). Neben der typischen Wirkung von stimulierenden Substanzen
wie erhöhte Aufmerksamkeit, Körpertemperatur, Blutdruck und Wachheit (Daumann
& Gouzoulis-Mayfrank, 2015, S. 68), besitzt Ecstasy entaktogene und empathogene
Auswirkungen. Ersteres beschreibt die gesteigerte Fähigkeit sich selbst und andere
zu akzeptieren, letzteres das subjektive Gefühl sich besser in andere Menschen ein-
fühlen zu können und ihnen emotional nah zu sein (Hermle & Schuldt, 2018, S. 551–
552).

Obwohl das Risiko einer Abhängigkeitsentwicklung als gering eingestuft wird, sind
unerwünschte Nebenwirkungen des Konsums nicht zu unterschätzen (Ravens-Sie-
berer, Erhart, Dettenborn-Betz, Cronjäger & Möller, 2011, S. 666). So können Herz-
infarkte, Krampfanfälle oder Gehirnblutungen lebensbedrohliche physische Folgen
sein, während akute Psychosen und Angst sich psychisch negativ auswirken (Vese-
linović & Schneider, 2017, S. 295). Ein weiteres Risiko besteht in der Herstellung der
Substanz. So können hohe Dosen sowie Streckmittel negative Folgen für Konsumie-
rende haben. Hoch dosierte Tabletten werden bei nicht-repräsentativen Testungen
in der Stadt Zürich seit 2015 vermehrt nachgewiesen (Drogeninformationszentrum,
2022, S. 3).

Halluzinogene Substanzen

Als dritte Kategorie gelten Substanzen, welche Wahrnehmung, Affekte und Kognition verändern können (von Heyden & Jungaberle, 2018, S. 669). Das Gefühl für Raum, Zeit und Körper verändert sich. Intensivere Sinneseindrücke und eine Verschmelzung von Person und Umwelt sind charakteristisch für die halluzinogene Wirkung (Yesil, 2021, S. 80). Das Bewusstsein wird erweitert und Emotionen werden verändert verarbeitet. Neben der Dosis sind Set und Setting bezüglich erwünschten und unerwünschten Wirkungen von erheblicher Bedeutung (Majić, Kienast, Heinz & Soyka, 2017, S. 1157). Set meint dabei individuelle Faktoren wie Persönlichkeit und Erwartungen der Person an den Rausch. Setting bezieht sich auf das physische und soziale Umfeld, in dem der Konsum stattfindet (Hartogsohn, 2017, S. 1). Während einige Studien unter anderem Set und Setting als ausschlaggebend für das Erlebnis eines guten oder schlechten Rausches identifizieren (Haijen et al., 2018, S. 15), erkennen andere Studien sie als untergeordnete Faktoren (Johnstad, 2021, S. 125). Gemäss Majić, Schmidt und Hermle (2018) hängt allerdings besonders das Setting mit unerwünschten psychischen Nebenwirkungen wie Flashbacks oder dem «Halluzinogen, Persisting Perception Disorder» (HPPD) zusammen (S. 481–482). Damit sind Momente visuell veränderter Wahrnehmung in nüchternem Zustand gemeint (S. 480). Als Nebenwirkungen eines regelmässigen Konsums werden zudem anhaltende Psychosen erwähnt (Glahn, Hillemacher & Bleich, 2015, S. 203). Weiter zeigt sich ein hohes Unfallrisiko aufgrund der veränderten Wahrnehmung (Infodrog, 2023b, Kap. Wirkungen von Psychedelika). Dafür wird davon ausgegangen, dass das Abhängigkeitspotenzial gering ist. Beispiele für klassische Halluzinogene sind Lysergsäurediethylamid (LSD) oder Psilocybin (Gouzoulis-Mayfrank, 2012, S. 914).

Folgend wird Psilocybin näher betrachtet. Dies ist oft der zugrundeliegende Wirkstoff psychoaktiver Pilze (Weilemann, 2013, S. 488), welche gemäss Delgrande Jordan et al. (2019, S. 184) besonders bei männlichen Jugendlichen eine vergleichsweise hohe Lebenszeitprävalenz aufweisen.

Psychoaktive Pilze enthalten unterschiedliche halluzinogene Wirkstoffe. In der Literatur wird allerdings oftmals der Stoff Psilocybin aufgegriffen (Kretzschmar & Kretzschmar, 2011, S. 21). Pilze werden meist frisch, getrocknet oder als Tee oral eingenommen. Selten werden sie geraucht (Know-Drugs, 2023a, Kap. Substanz). Konsumierende beschreiben nach der Einnahme eine verfremdete Wahrnehmung der Umwelt sowie visuelle Halluzinationen. Allerdings bleibt in den meisten Fällen das Bewusstsein darüber, dass diese Halluzinationen nicht real sind, vorhanden (Studerus,

Kometer, Hasler & Vollenweider, 2011, S. 1445). Es zeigen sich euphorische Zustände und Veränderungen der Wahrnehmung (Yesil, 2021, S. 80–81).

Unerwünschte Nebenwirkungen sind selten beobachtbar. Bis 24 Stunden nach dem Konsum zeigt sich grösstenteils nur moderate Müdigkeit (Studerus et al., 2011, S. 1446). Gemäss Elkins (2020, Kap. Causes of HPPD) findet sich literarisch nur ein Fall von HPPD nach Konsum von Psilocybin, wobei zusätzlich Cannabis konsumiert wurde. Studerus et al. (2011, S. 1446) zeigen zudem auf, dass selbst Konsumierende, die während dem Konsum negative Erlebnisse hatten, diesen als bereichernd empfunden haben. Allerdings gehen die Autoren davon aus, dass das Setting ein Grund für diese Einschätzung ist. So konnten die Konsumierenden während dem Konsum über jegliche Gefühle und Erlebnisse sprechen. Risiken des Konsums bestehen in der Dosierung der Substanz als auch in der Beschaffungsart. Die Stärke der Wirkung des Psilocybins hängt massgeblich von der eingenommenen Dosis ab. Einzelne Pilze können unterschiedliche Mengen des Wirkstoffes enthalten. So könnte unbeabsichtigt eine stärkere Wirkung eintreten (drugcom.de, 2023, Kap. Dosierungsprobleme). Zudem besteht eine Verwechslungsgefahr durch Pilze, die ähnlich aussehen, aber eine tödliche Wirkung haben (saferparty, 2021b, Kap. Risiken).

Mischkonsum

Mischkonsum meint die Einnahme mehrerer legaler sowie illegaler psychoaktiven Substanzen gleichzeitig oder zeitnah nacheinander (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction [EMCDDA], 2021, Kap. Key issues: patterns of polydrug use and related harms). Steinhoff et al. (2022) untersuchen in ihrer Studie den Mischkonsum von Jugendlichen im Alter von 13-20 Jahren, welche in Zürich zur Schule gehen (S. 3). Werden jegliche legale Substanzen ausgeschlossen, zeigen sie, dass ein Viertel der befragten Personen Mischkonsum praktiziert (S. 8). Dabei ist das Risiko für Jugendliche mit hohem sozioökonomischen Status und schweizerischen Herkunft höher (S. 7).

Gemäss Biesinger und Klute (2020) werden besonders «Upper» und «Downer» häufig gemischt konsumiert (S. 173). Die gegenteilige Wirkung wird hierbei zur Steuerung des Rauschs verwendet. Die erhöhte Wachheit und Euphorie der stimulierenden Substanzen werden gezielt angestrebt, um über lange Zeit hinweg feiern zu können. Dämpfende Substanzen sollen diese überschüssige Energie für den Alltag wieder reduzieren (S. 176). Die Gefahr einer Überdosierung steigt bei Mischkonsum, weil die Wirkungen der Substanzen möglicherweise gegenseitig verstärkt werden (Martaler & Bachmann, 2023, S. 3). Problematisch zeigt sich zusätzlich, dass gekaufte

Substanzen teilweise schon mehrere psychoaktive Substanzen enthalten, ohne dies zu deklarieren. Der Mischkonsum findet dabei unbewusst statt (EMCDDA, 2021, Kap. Key issues: patterns of polydrug use and related harms).

2.3.2 Konsummuster

Nachdem die Schweiz in den 90er Jahren mit einer offenen Drogenszene zu kämpfen hatte, wurde eine Drogenpolitik eingeführt, die bis heute aktuell bleibt (Infodrog, 2023a). Zu Beginn baute diese auf der Vier-Säulen-Politik auf. Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression bildeten die wichtigsten Grundpfeiler der schweizerischen Drogenpolitik. Nachträgliche Entwicklungen führten zum Würfelmodell, welches auf Abbildung 1 ersichtlich ist (Bundesamt für Gesundheit [BAG], 2022c).

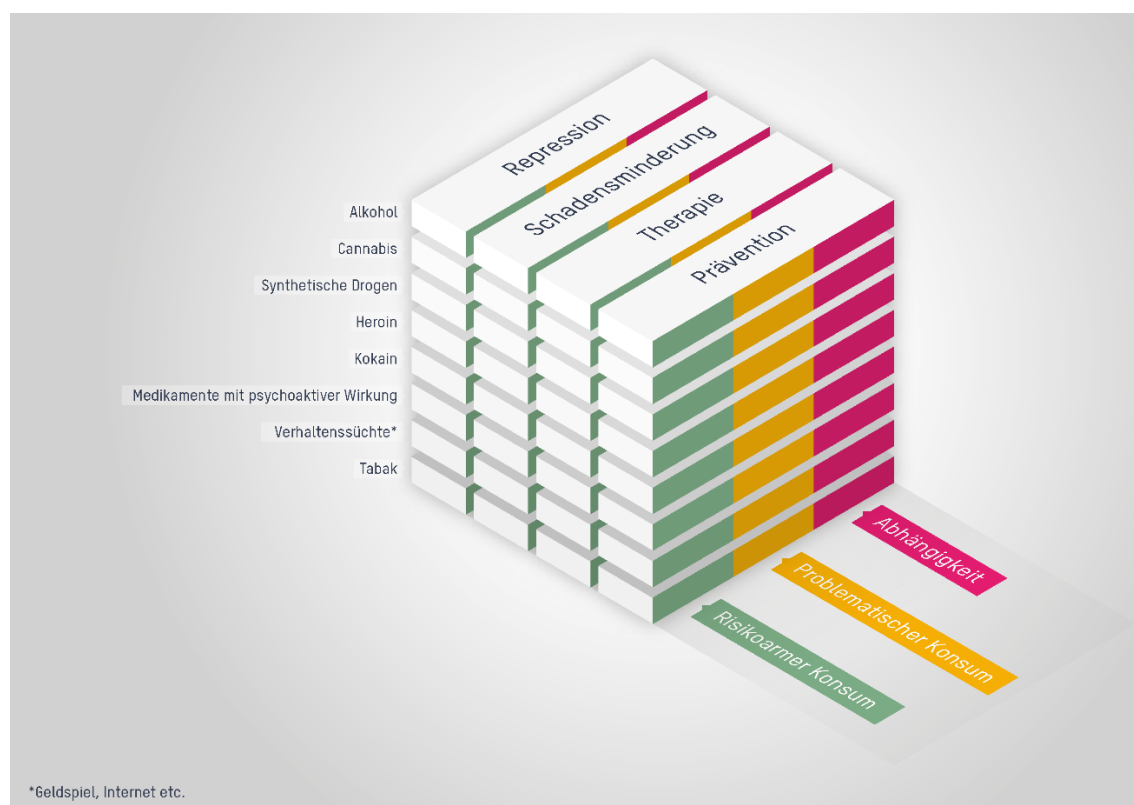


Abbildung 1. Würfelmodell der Drogenpolitik

Quelle: BAG, 2022c

Die bisherige Drogenpolitik fokussierte sich nur auf illegale psychoaktive Substanzen. Die eidgenössische Kommission für Drogenfragen (EKDF) erweiterte die Strategie hinsichtlich dessen, dass auch legale psychoaktive Substanzen in die Diskussion miteinbezogen werden. Diese sind auf der linken Seite des Würfels auf Abbildung 1 ersichtlich. Zudem werden neue Konsummuster auf der rechten Seite des Würfels unterschieden. Somit wird nicht nur Abhängigkeit und Abstinenz thematisiert,

sondern auch die Begrifflichkeiten des risikoarmen und problematischen Konsums finden Einzug in die Politik (EKDF, 2006, S. 12).

Ein Vorteil dieser Erweiterung ist, dass einzelne Massnahmen differenzierter in die Drogenpolitik eingebettet werden können. Ausserdem zeigt sich, in welchen Dimensionen keine Interventionen notwendig sind. So wäre beispielsweise eine staatliche Intervention im Bereich Therapie bei risikoarmem Konsum nicht legitim (EKDF, 2006, S. 81). Wie sich in Kapitel 2.3.1 zeigte, ist die Einnahme psychoaktiver Substanzen immer mit einem Risiko verbunden. Da aber das schweizerische Staatsverständnis (EKDF, 2006, S. 81), wie auch die Praxis der Sozialen Arbeit (Beck et al., 2010, S. 10) der Eigenverantwortung von Menschen eine hohe Relevanz anrechnet, werden Eingriffe nur bei der Gefahr von ausgeprägten Schäden legitimiert, was bei risikoarmem Konsum kaum der Fall ist. Bei der Beschreibung verschiedener Konsummuster wird selten auf die konsumierte Menge verwiesen, sondern mehr auf die Häufigkeit des Konsums und die Frage, ob und welche negativen Konsequenzen vorhanden sind (Ullrich, 2018, S. 197).

Die EKDF (2006) definiert *risikoarmen Konsum* folgenderweise: «Gelegentlicher und/oder tief dosierter Konsum, den das Individuum gut unter Kontrolle hat» (S. 40). Die Dimension der Kontrollfähigkeit beziehen auch Kolte und Schmidt-Semisch (2019, S. 176) mit ein, wenn sie von einem kontrollierten Konsummuster sprechen. Allerdings werden hier die Passung des Konsums in den Alltag sowie weitere Faktoren hinzugezogen, um dieses Konsummuster zu definieren. So soll der Konsum zeitlich in den Alltag integriert werden, ohne dass die konsumierende Person den gesellschaftlichen Anforderungen nicht mehr nachkommen kann. Zudem werden risikomindernde Massnahmen getroffen, wie beispielsweise im Beisein weiterer Personen zu konsumieren, sichererer Einnahmeformen und der bewusste Verzicht auf den Kauf der Substanzen bei finanziellen Engpässen (Kolte & Schmidt-Semisch, 2019, S. 176–177).

Problematischer Konsum liegt laut der EKDF (2006, S. 40–41) vor, wenn durch den Konsum negative soziale, körperliche und/oder psychische Folgen auftreten. Mit körperlichen und psychischen Folgen sind unerwünschte Nebenwirkungen gemeint, die schon in Kapitel 2.3.1 aufgegriffen wurden. Soziale Folgen sind beispielsweise vorhanden, wenn der Alltag vom Konsum in negativer Weise beeinflusst wird, also das Gegenteil davon, was Kolte und Schmidt (2019, S. 176–177) als Voraussetzungen für risikoarmen Konsum definieren. Zudem ist sozialer Rückzug aufgrund des Substanzkonsums ein Indikator dafür, dass der Konsum problematische Züge aufweist

(Quednow, 2016, S. 31). In der neusten Ausgabe der internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (ICD-11) wird im Beispiel von Cannabis spezifiziert, dass dabei nicht nur individuelle Schäden gemeint sind, sondern auch Schäden, die andere Menschen betreffen. Zudem wird die Frequenz des Konsums aufgegriffen, wobei eine (fast) tägliche Einnahme als problematisch definiert wird (WHO, 2022, S. 459). Bei anderen Autor:innen gilt bereits ein Cannabiskonsum, der öfters als einmal pro Monat stattfindet, als problematisch (Baier, Schepker & Bergmann, 2016, S. 326). Aufgrund der internationalen Gültigkeit sowie der Anwendung der Begrifflichkeit in der schweizerische Drogenpolitik, definiert sich problematischer Substanzkonsum in der vorliegenden Arbeit anhand der Indikatoren des ICD-11 (vgl. WHO, 2022, S. 459). Bühringer und Metz (2009, S. 350–351) zeigen auf, dass verschiedene Faktoren das Risiko der Entwicklung eines problematischen Konsummusters erhöhen. Darunter fällt auch die Peergroup, wenn die Mitglieder problematischen Substanzkonsum aufweisen. Andererseits können Schutzfaktoren wie ein guter Selbstwert das Risiko senken.

Eine *Abhängigkeit* zählt nicht zum problematischen Substanzkonsum. Als eigene Kategorie definiert sich diese über den Verlust der selbstbestimmten Kontrolle über den Konsum (EKDF, 2006, S. 41). Zusätzlich können Symptome wie eine erhöhte Dosierung aufgrund einer Toleranzbildung, erhöhtes Verlangen nach der Substanz und/oder körperliche Entzugssymptome auftreten (WHO, 2022, S. 460). Der Übergang von einem problematischen Konsummuster zu einer Abhängigkeit ist allerdings nicht trennscharf. Der Kontrollverlust tritt schleichend in den Vordergrund (Schuhler, 2007, S. 13). Aufgrund dieser Erkenntnis werden im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit Theorien zur Abhängigkeitsentwicklung auch zur Erklärung einer Entwicklung von problematischen Konsummustern beigezogen.

Zusammengefasst zeigt sich, dass in der Adoleszenz die Bildung der Identität neben weiteren Entwicklungsaufgaben eine zentrale Rolle einnimmt. Die Peergroup wird dabei zu einer bedeutsamen Sozialisationsinstanz. Innerhalb derer können Jugendliche gesellschaftliche Werte und Normen hinterfragen. Dies kann zwar das Risiko für den Konsum illegaler Substanzen erhöhen, andererseits kann die Peergroup aber auch eine schützende Wirkung haben und Risiken verringern. Der Substanzkonsum dient dabei in der Adoleszenz oftmals dazu, Unabhängigkeit zu empfinden. Andererseits kann er als Selbstmedikation verwendet werden. Der Substanzkonsum von Jugendlichen wird von verschiedenen Autor:innen unterschiedlich eingeordnet. Während einige die Risiken des Substanzkonsums als Lernfeld sehen, definieren andere den Konsum aufgrund mehrerer Gefahren als Problemverhalten. Wichtig zeigt sich,

dass trotz unterschiedlicher Wirkungen keine Substanzgruppe risikofrei ist. Allerdings unterscheiden sich die Gefährdungen wesentlich. Trotzdem wird die Annahme, dass unter bestimmten Bedingungen der Konsum risikoärmer sein kann, in die schweizerische Drogenpolitik einbezogen. Somit ist das Konsummuster bei der Betrachtung von illegalem Substanzkonsum ein entscheidender Faktor.

3 Problematischer Substanzkonsum

Die Entstehung eines problematischen Konsumverhaltens illegaler Substanzen kann nicht nur eindimensional betrachtet werden. Personale Merkmale, die soziale Umwelt und die betreffende Substanz stehen in einer Wechselwirkung zueinander (Bell-D'Avis, 2020, S. 142). Auf dieser Annahme beruht das Modell des Sucht-Trias, welches von Kielholz und Ladewig (1973, zitiert nach Reker, Heinz & Biakowski, 2020, S. 232) entwickelt wurde. Abbildung 2 zeigt auf, von welchen Faktoren diese drei Komponenten beeinflusst werden. Die folgende Aufzählung ist nicht abschliessend.

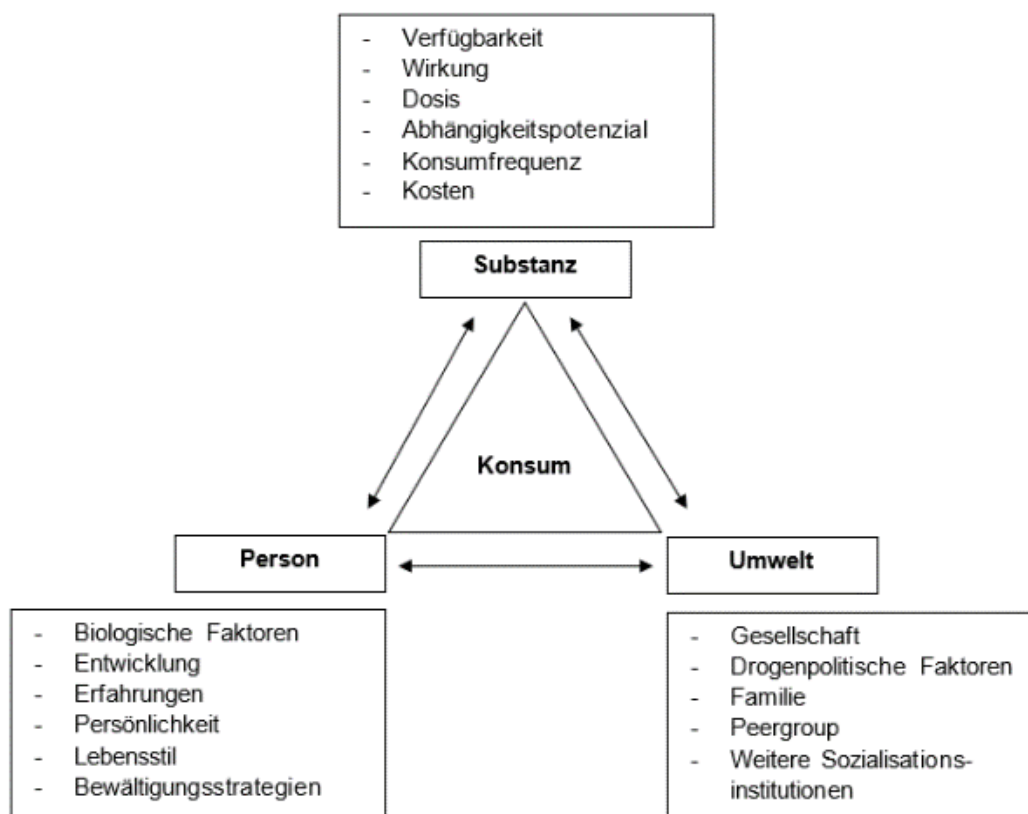


Abbildung 2. Sucht-Trias

Quelle: Eigene Darstellung (Schulz & Vicic, 2016, S. 74; Sting & Blum, 2003, S. 35; Wiesbeck, 2017, S. 97)

Daraus wird ersichtlich, dass die Entstehung eines problematischen Substanzkonsums auf einer biologischen, psychischen und sozialen Ebene erklärt werden kann

(Schulz & Vicic, 2016, S. 74). Aufgrund des sozialarbeiterischen Fokus der Arbeit werden folgend Theorien aus der Sozialen Arbeit beigezogen, um die Ebene der Person und der Umwelt näher zu beleuchten. Die Ebene der Substanz wurde in Kapitel 2.3.1 bereits aufgegriffen.

Die Theorien der Lebensweltorientierung und der Lebensbewältigung nehmen Bezug auf Bewältigungsstrategien, die im Sucht-Trias auf der Ebene der Person verortet sind. Die Konzentration auf diesen begründet sich in der Annahme, dass problematischer Substanzkonsum eine Art der Bewältigung sein kann (Schuhler, 2007, S. 12). Aufgrund der Thematik der vorliegenden Arbeit wird daraufhin mit Theorien zu Subkulturen die Peergroup fokussiert, welche sich auf der Ebene der Umwelt wiederfindet. Ergänzend dazu werden zudem gesellschaftliche Aspekte mit dem Labeling Approach aufgegriffen.

3.1 Ebene Person

Die Theorie der Lebensweltorientierung geht davon aus, dass der Alltag bewältigt werden muss. Die Probleme, die dabei bestehen und die Ressourcen, welche der Klientel für die Bewältigung zur Verfügung stehen, werden von politischen sowie materiellen Bedingungen beeinflusst. Der Alltag folgt einem Eigensinn, woraus Widersprüche entstehen können (Grunwald & Thiersch, 2018a, S. 906). Diese sogenannten Pseudokonkretheiten entstehen aus den Routinen des Alltags. Gewohnte Handlungsstrategien werden als einzig mögliche Lösung interpretiert. Alternative Möglichkeiten, die zu einem gelingenderen Ergebnis führen könnten, bleiben versteckt. Der lebensweltorientierte Ansatz versucht diese zu dekonstruieren (Thiersch, 2020, S. 66–67). Der Konsum illegaler Substanzen kann eine solche Pseudokonkretheit darstellen. Um den Alltag und seine Herausforderungen zu bewältigen, wird der Konsum zu der gewohnten Bewältigungsstrategie, was zunehmend zur Manifestation eines problematischen Konsummusters führen kann (Füssenhäuser, 2016, S. 214).

Die lebensweltorientierte Soziale Arbeit zielt darauf ab, einen gelingenderen Alltag herzustellen und die äusseren Bedingungen zu verbessern (Grunwald & Thiersch, 2018a, S. 906). Allerdings ist nicht nur die objektive Betrachtung der Lebensverhältnisse im Zentrum, sondern auch die subjektive Deutung der Klientel selbst (Füssenhäuser, 2006, S. 127). Die Theorie differenziert den Alltag in alltägliche Lebenswelten und Alltäglichkeit. Ersteres meint Räume, in denen der Alltag stattfindet, wie beispielsweise die Peergroup. Mit der Alltäglichkeit hingegen werden die Bewältigungsstrategien, zum Beispiel der Substanzkonsum, angesprochen (Grunwald & Thiersch, 2018b, S. 304). Diese wird von verschiedenen Dimensionen beeinflusst.

Für die vorliegende Arbeit zeigt sich die Dimension der sozialen Beziehungen als besonders relevant. Mit der Erkenntnis, dass die Peergroup in der Adoleszenz ein zentrales Beziehungsgeflecht darstellt (vgl. Kap. 2.2), wird diese fokussiert. Jugendliche können innerhalb der Peergroup Unterstützung und Konflikte erleben (Thiersch, 2020, S. 56–57). Illegaler Substanzkonsum kann eine Bewältigungsstrategie zum Aushalten solcher Konflikte sein oder ein Weg, um von einer Peergroup akzeptiert zu werden (Thiersch, 1996, zitiert nach Füssenhäuser, 2016, S. 214). All das findet im Kontext der Alltagswelten statt. Dies sind Lebenslagen, in denen sich die Klientel wiederfindet. So konstruieren Faktoren wie Geschlecht, sozioökonomischer Status oder die Lebensphase gemeinsam die Alltagswelt (Füssenhäuser, 2006, S. 131). Letzteres zeigt sich in der vorliegenden Arbeit von zentraler Bedeutung. So müssen Jugendliche vor dem Hintergrund der Lebensphase Adoleszenz und den dazugehörigen gesellschaftlichen Erwartungshaltungen (vgl. Kap. 2.1) betrachtet werden.

Ähnlich wie die Theorie der Lebensweltorientierung, entwickelte sich die Lebensbewältigung aus der Idee heraus, dass die Soziale Arbeit sich vermehrt auf das Subjekt fokussieren sollte (Böhnisch, 2019a, S. 63–64). Böhnisch und Schröer (2018, S. 318) gehen davon aus, dass im Rahmen der zunehmenden Individualisierung von Lebensentwürfen die eigene Identität ständig neu hergestellt werden muss. Das Ziel ist dabei subjektiv handlungsfähig zu bleiben, besonders wenn die eigenen Ressourcen nicht ausreichen, um eine kritische Lebenssituation zu bewältigen (Böhnisch, 2012, S. 223). Dafür muss das Individuum Selbstwert, soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit erleben (Lambers, 2020, S. 177). Fehlen eine oder mehrere dieser drei Komponenten, wird versucht ein Ausgleich durch antisoziale und/oder selbstdestruktive Verhaltensweisen zu erhalten. Böhnisch und Schröer (2018, S. 319) sprechen dann von einer regressiven Handlungsfähigkeit. Die Individuen verspüren eine Hilflosigkeit, die meist nicht thematisiert werden kann (Böhnisch, 2018, S. 27).

Böhnisch und Schille (2002, S. 48) beschreiben die Einnahme illegaler Substanzen als ein Bewältigungsverhalten, um vor Stresszuständen zu flüchten. Dadurch soll das subjektive Wohlbefinden wieder hergestellt werden, auch wenn sich die Substanz schädigend auswirken kann. Zudem kann gemäss Stauber (2020, S. 61) der Konsum psychoaktiver Substanzen eine Handlungssicherheit geben. Gerade mit der Peergroup ermöglicht der Konsum eine Orientierung und Sicherheit in unsicheren Situationen, beispielsweise wenn neue soziale Kontakte geknüpft werden sollen. Dazu führt Böhnisch (2018, S. 29–30) den Begriff der Bewältigungskulturen ein. Dieser meint, dass soziale Beziehungen das individuelle Bewältigungsverhalten beeinflus-

sen, da die Gruppe gemeinsam eine bestimmte Form der Handlungsfähigkeit besitzen kann. Im Beispiel der Peergroup kann gemeinsamer illegaler Substanzkonsum Gefühle von Stärke und Gemeinschaft auslösen. Dadurch wird die Hilflosigkeit einiger Mitglieder überdeckt. Allerdings kann sie so auch nicht thematisiert werden. Gemäss Böhnisch (2018, S. 290) besitzen Fachpersonen der Sozialen Arbeit die Möglichkeit der funktionalen Äquivalente, um ihrer Klientel zu zeigen, dass sie solche Verhaltensweisen nicht benötigen, um Selbstwert, soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit wiederherzustellen. Diese Methodik wird im späteren Verlauf der vorliegenden Arbeit näher beleuchtet (vgl. Kap. 4.1.3). Schliesslich muss erwähnt werden, dass wie schon bei der Lebensweltorientierung die Makroebene auch in der Theorie der Lebensbewältigung nicht vernachlässigt werden darf. So bestimmen gesellschaftliche Bedingungen massgeblich soziale Spielräume und die Ressourcen, welche den Individuen zur Bewältigung zur Verfügung stehen, mit (Böhnisch & Schröer, 2018, S. 322).

So zeigt sich, dass die Lebensweltorientierung wie auch die Lebensbewältigung beide das menschliche Leben aus einer Bewältigungsperspektive betrachten. Allerdings wird in der Lebensweltorientierung der Alltag mit den Alltagswelten, der alltäglichen Lebenswelten und der Alltäglichkeit aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Dahingegen fokussiert die Lebensbewältigung vermehrt das spezifische Bewältigungsverhalten während kritischen Lebenssituationen. Beides gemeinsam ermöglicht ein differenzierteres Verständnis des Verhaltens und der Lebenssituation der Individuen.

3.2 Ebene Umwelt

Aufgrund krimineller Jugendbanden in den Vereinigten Staaten entwickelten sich verschiedene Theorien zu Subkulturen. Dabei wird davon ausgegangen, dass Normen und Werte der gesamten Gesellschaft für bestimmte kleinere soziale Systeme nicht oder nur teilweise gelten (Lamnek, 2021, S. 147). Wie bereits erwähnt, werden auch in der Peergroup Normen und Werte verinnerlicht, die von gesellschaftlichen Werten abweichen können (vgl. Kap. 2.2). Insofern kann diese als eine Art Subkultur angesehen werden. Werden diese Normen auch gegen aussen vertreten, kann die Peergroup als Begründung für abweichendes Verhalten beigezogen werden (Böhnisch & Funk, 2013, S. 95). Dazu zählt auch der illegale Substanzkonsum.

Gemäss Cohen und Short (1968, zitiert nach Lamnek, 2021, S. 148) sind Subkulturen Systeme, die entstehen, wenn Jugendliche mit ähnlicher sozioökonomischer Herkunft Schwierigkeiten bei der Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft haben. Kann

das Bedürfnis nach Zugehörigkeit von der Gesellschaft nicht erfüllt werden, wird ein Ersatz dafür gesucht. Die Mitglieder der Subkultur entwickeln eine gemeinsame Identität, da sie alle diese Erfahrung, sich nicht zugehörig zu fühlen, gemacht haben (Dollinger & Raithel, 2006, S. 87). Der Gründervater einer solchen Subkulturtheorie Thrasher (2013, S. 36) erkennt die Subkulturen meist als Übergangsphänomene an. Sobald die Jugendlichen erwachsen und somit in eine Arbeits- und/oder Familienwelt eingebunden werden, lösen sie sich oft aus den Subkulturen. In der Adoleszenz selbst dienen sie dazu, sich bewusst von den Erwachsenen abzugrenzen und anders zu sein (Grünwald, 2020, S. 253). Verhaltensweisen wie der illegale Substanzkonsum können diese Bemühungen unterstützen.

Aus dem Bedürfnis anders zu sein, entwickeln sich somit Normen, die von der Gesellschaft abweichen. Bestimmte Verhaltensweisen wie der Konsum psychoaktiver Substanzen werden von den Mitgliedern erwartet. Innerhalb der Gruppe wird der Konsum daher nicht mehr als abweichend definiert (Lamnek, 2021, S. 188–189). So zeigt sich, dass die Bewertung von Verhalten als abweichend mit Machtverhältnissen verbunden ist (Böhnisch & Funk, 2013, S. 95). Besonders der Substanzkonsum wird davon beeinflusst. Legale und illegale Substanzen sind nicht notwendigerweise aufgrund ihrer gesundheitlichen und sozialen Risiken zu unterscheiden. Wirtschaftliche sowie ausgrenzende Motive sind ebenso einflussreich. Dies zeigt sich daran, dass legale Substanzen, wie beispielsweise Alkohol, schon vor einer Illegalisierung bestimmter Stoffe von einer Mehrheit konsumiert wurden. Der Konsum illegaler Substanzen wurde eher von einer gesellschaftlichen Minderheit praktiziert (Nadelmann, 1990, S. 511).

Dass Abweichung erst sozial definiert werden muss, ist auch der Ausgangspunkt des Labeling Approachs. Dieser sucht weniger nach den Ursachen für den Substanzkonsum, weil er davon ausgeht, dass der Konsum nur aufgrund einer gesellschaftlichen Norm als abweichend gilt. Menschen werden demnach gelabelt (Dollinger & Raithel, 2006, S. 75–76). Formelle und informelle Sanktionierungen oder Diskriminierungen aufgrund solcher als abweichend gelabelten Verhaltensweisen bewirken gemäss Schulte (2019, S. 19) eine Zunahme des Verhaltens. Diese Prämisse ist die Grundlage für den Begriff der sekundären Devianz, geprägt von Lemert (2016, S. 126–127). Dieser geht davon aus, dass der abweichend gelabelte Mensch diese Zuschreibung in seine Identität einbindet. Wird immer wieder die Erfahrung gemacht, dass man aufgrund dieser Zuschreibung soziale Sanktionen erfährt, wird das Verhalten danach ausgerichtet (Lamnek, 2021, S. 227). Um seine eigene Identität zu schützen, verhält

sich der Mensch so, wie es die Gesellschaft von ihm als «abweichende» Person erwartet (Lemert, 2016, S. 127). Zur Verbildlichung dient in der vorliegenden Arbeit das Beispiel einer Jugendlichen, die illegale Substanzen konsumiert. Erfährt diese von Eltern, Lehrpersonen und Mitschüler*innen immer wieder die Zuschreibung, dass sie faul, unorganisiert oder ähnliches sei, weil sie illegale Substanzen konsumiere, selbst wenn sie nüchtern ist, wird dies Teil ihrer Identität. Somit sieht sie keinen Sinn darin, nicht zu konsumieren, da sie sowieso als Konsumentin behandelt wird.

Aus diesem Kapitel geht hervor, dass die Entstehung eines problematischen Substanzkonsums als ein multifaktorielles Geschehen zu betrachten ist. Auf Ebene der Person ist das Bewältigungsverhalten ein bedeutender Faktor. Aus lebensweltorientierter Sicht zeigt sich dabei, dass der Alltag selbst schon bewältigt werden muss. Dabei sind Pseudokonkretheiten typische Begleiter. Substanzkonsum kann als solche gesehen werden. Unter dem lebensbewältigungstheoretischen Blick kann er dahingegen als selbstdestruktives Verhalten zur Bewältigung einer nicht thematisierten Hilflosigkeit verstanden werden. Beide Theorien zeigen auf, dass die Peergroup ebenfalls Einfluss auf das Bewältigungsverhalten haben kann und dass die gesellschaftliche Ebene massgeblich die Möglichkeiten zur Bewältigung mitbestimmt.

Letzteres wird auch auf der Ebene der Umwelt deutlich. Subkulturtheorien zeigen auf, dass die fehlende Möglichkeit zur Anpassung dazu führen kann, dass ein Ersatz für ein Zugehörigkeitsgefühl gesucht wird. Dies kann die Peergroup als eine Art Subkultur sein. Darin werden Normen und Werte entwickelt, die eventuell abweichend zu denen der Mehrheitsgesellschaft sind. Diese Personen werden dann auf Grundlage des Labeling Approachs als abweichend gelabelt. Erfahrungen sozialer Sanktionierungen aufgrund eines solchen Labels werden in die Identität miteinbezogen. Das Verhalten richtet sich somit zunehmend nach den Erwartungen der Gesellschaft aus. In der Einleitung wurde bereits angedeutet, dass solche Labels auch Grundlage für Kritik am Präventionsbegriff sind. Wie die Soziale Arbeit damit umgehen kann, wird im folgenden Kapitel betrachtet.

4 Prävention

Gemäss dem Berufskodex zielt die Soziale Arbeit unter anderem auf die Verhinderung sozialer Notlagen, die Sicherung der Entwicklung von Individuen und auf die Förderung der Unabhängigkeit ab (Beck et al., 2010, S. 7). Eine Möglichkeit, dies zu erreichen, liegt in der Prävention. Dieser Begriff meint im Falle des Substanzkonsums in erster Linie Menschen vor negativen Folgen zu schützen. Dabei wird meist vom schlimmsten möglichen Ausgang ausgegangen. Dieser ist zu vermeiden, weil er für

das Individuum risikoreich sein könnte und von der Gesellschaft nicht erwünscht wird (Wohlgemuth, 2009, S. 663).

Die Prävention stellt im Würfelmodell der schweizerischen Drogenpolitik die erste Säule dar (vgl. Kap. 2.3.2). Das BAG (2022c, Kap. 1. Säule: Gesundheitsförderung, Prävention und Früherkennung) stellt dabei die Stärkung individueller Ressourcen in den Mittelpunkt und beschreibt das Ziel der Massnahmen in der Verhinderung von Risikoverhalten. Der vorbeugende Aspekt steht somit im Zentrum der Prävention (Scherr, 2018, S. 1013). Insofern besitzt der Begriff eine normative Perspektive (Böller, 2018, S. 1185). Über die Wissensvermittlung von Risiken wird die Verantwortung an die betroffenen Individuen zurückgegeben, wodurch das Eintreten des negativ bewerteten Verhaltens als Selbstverschuldung gewertet wird. Mögliche mitverantwortliche gesellschaftliche Faktoren werden ausgeblendet (Wohlgemuth, 2009, S. 664). Diese beiden Punkte können zu einer Stigmatisierung von konsumierenden Menschen beitragen. Daher müssen präventive Massnahmen immer auch auf stigmatisierende Faktoren wie beispielsweise die Definition von Risikogruppen achten. Gerade bei Jugendlichen zeigt sich die Gefahr einer Pathologisierung von erstmaligem Probierkonsum, indem sie direkt als gefährdet tituliert werden (Berger, 2022, S. 51–52).

Wie schon in der Einleitung der vorliegenden Arbeit beschrieben, kann der Präventionsbegriff allerdings auch anders betrachtet werden. Mit der Befähigung der Klientel zu einer aktiven Gestaltung der eigenen Lebensbedingungen findet eine positiv ausgerichtete Umformulierung statt (Wohlgemuth, 2009, S. 12). Diese ressourcenorientierte und partizipative Gestaltung von Präventionsmassnahmen wird von Rosenbrock und Kümpers (2006, S. 417) bevorzugt. Allgemein bestehen unterschiedliche Arten von Prävention. Einerseits findet eine Einteilung aufgrund der Zielgruppe statt, andererseits wird Verhaltens- und Verhältnisprävention unterschieden.

Die *Primärprävention* zielt auf eine breite Gruppe von Menschen ab, ohne auf spezifische Risikofaktoren zu achten (Buchli, 2021, S. 42). Teilweise wird gar die gesamte Bevölkerung angesprochen, mit dem Ziel, das negativ bewertete Verhalten zu verhindern (Bundschuh, 2009, S. 28). Spezifisch bei psychoaktivem Substanzkonsum wird versucht, die Primärprävention möglichst noch vor ersten Konsumerfahrungen anzusetzen (Sting & Blum, 2003, S. 38), um den Konsum komplett zu verhindern oder zumindest den Erstkonsum zu verzögern (Unicef, 2018, zitiert nach Greca, 2021, S. 468). Aus lebensweltorientierter Sicht steht dabei im Vordergrund, die Lebenswelt und die Alltäglichkeit belastbar zu machen (Füssenhäuser, 2016, S. 216).

Sekundärprävention fokussiert sich auf Personen(gruppen), die ein erhöhtes Risiko besitzen, das Verhalten zu entwickeln, welches verhindert werden soll. Im Bereich der Prävention von Substanzkonsum findet diese beispielsweise in Partyszenen statt, die besondere Nähe zu psychoaktiven Substanzen aufweisen oder bei Jugendlichen aus suchtbelasteten Familien (Sting & Blum, 2003, S. 38). Füssenhäuser (2016, S. 216) plädiert dafür, unterstützend in Krisensituationen zu wirken, bevor der Konsum psychoaktiver Substanzen zu einer dominanten Bewältigungsstrategie wird.

Während Greca (2021, S. 468) zur Zielgruppe der Sekundärprävention auch Menschen dazuzählt, die bereits einen riskanten Substanzkonsum aufweisen, zählen andere Quellen diese Gruppe bereits zur *Tertiärprävention* (Buchli, 2021, S. 43; Laging, 2020, S. 130). Diese fokussiert nicht mehr die Verhinderung des Substanzkonsums selbst, sondern die Verminderung von langfristigen gesundheitlichen oder sozialen Schäden beispielsweise durch Abgabe von sauberem Spritzenmaterial für intravenös konsumierenden Personen (Sting & Blum, 2003, S. 39).

Weiter werden Massnahmen in Verhältnis- und Verhaltensprävention unterteilt. Unter *Verhältnisprävention* fallen Interventionen struktureller Art (Laging, 2020, S. 129). Diese sollen Risiken in der Lebenswelt minimieren (Bundschuh, 2009, S. 30). Wohlgemut (2009) akzentuiert: «Der Fokus liegt also nicht beim Individuum und seinem als abweichend definierten Verhalten sondern bei den sozialen Verhältnissen, in denen sich abweichendes Verhalten konstituiert» (S. 29). In der Regel sind dies politische (Laging, 2020, S. 129) oder gesetzliche (BAG, 2022b, Kap. Prävention) Massnahmen. Die wohl bedeutsamste Verhältnisprävention der Schweiz im Falle illegaler Substanzen stellt das Verbot des Konsums und die damit verbundene Kriminalisierung dar (BAG, 2022a, Kap. Illegale Substanzen).

Im Gegensatz dazu sind Massnahmen der *Verhaltensprävention* vorwiegend psychosozialer oder pädagogischer Art und fokussieren die individuellen Schutz- und Risikofaktoren sowie das individuelle Verhalten (Laging, 2020, S. 129). So werden beispielsweise Handlungskompetenzen vermittelt und Bewältigungsstrategien, die Alternativen für den Substanzkonsum sein können, eingeübt (Sting & Blum, 2003, S. 37). In der Sozialen Arbeit werden in Präventionskonzepten meist Massnahmen der Verhältnis- und der Verhaltensprävention kombiniert genutzt, da bei einer reinen Verhaltensprävention gesellschaftliche Faktoren des Verhaltens überwiegend ausgeblendet werden und das Individuum somit pathologisiert wird (Wohlgemuth, 2009, S. 29).

Trotz dieser Erkenntnis fokussiert die vorliegende Arbeit aufgrund der Thematik auf verhaltenspräventive Massnahmen. Um herauszufinden, wie die Peergroup in diese Interventionen einbezogen werden können, werden drei Methoden aus dem sogenannten Peer Involvement näher betrachtet. Danach werden Angebote von drei Praxisorganisationen aus der Stadt Zürich analysiert. Exemplarisch werden diese drei Institutionen der primären, sekundären und tertiären Prävention zugeteilt.

4.1 Peergroup in der Prävention

In der vorliegenden Arbeit wurde bereits ersichtlich, dass die Peergroup einen zentralen Stellenwert im Leben von Jugendlichen einnimmt (vgl. Kap. 2.2). Zudem kann sie die Entstehung eines problematischen Substanzkonsums in negativer oder positiver Weise beeinflussen (vgl. Kap. 3). Nun stellt sich die Frage, wie diese Erkenntnisse in eine partizipative und ressourcenorientierte Prävention zur Verringerung des problematischen Konsums eingebaut werden können.

Vor einiger Zeit wurde die Peergroup von präventiven Ansätzen eher abgelehnt, da die Annahme eines Gruppendrucks vorherrschend war. Heute werden vermehrt auch Ressourcen und Potenziale der Peergroup gesehen und ihre informelle Ebene zur Wissensvermittlung von Risiken genutzt (Sting & Blum, 2003, S. 145). Wenn die Peergroup aktiv in die Ausgestaltung der Prävention einbezogen wird, kann dies positive Effekte auf eine nachhaltige Veränderung haben. Somit zieht sich die Wirkung auch nach der Interventionsphase weiter. Dafür muss aber die Haltung der Fachperson eine Mitgestaltung des Prozesses durch die Jugendlichen ermöglichen (Hafen, 2005, S. 31). Eingeführt wurden solche Angebote besonders in der Partyszene durch Peers selbst. In der schweizerischen Sozialen Arbeit wurden diese dann Mitte der 1990er-Jahre professionalisiert (Bücheli, 2021, S. 209). Zusammengefasst werden solche Ansätze unter dem Begriff «Peer Involvement». Dabei wird davon ausgegangen, dass Jugendliche besser informiert werden können, wenn eine Vertrauensbeziehung besteht. Aufgrund der Gleichartigkeit kann diese durch Peers allenfalls besser hergestellt werden (Topping & Ehly, 1998, zitiert nach Heeg et al., 2016, S. 417). Eine Stärke von Methoden aus dem Peer Involvement zeigt sich darin, dass durch die Peers auch Menschen erreicht werden können, welche sonst kaum Kontakt zu den Fachpersonen der Sozialen Arbeit finden (Infodrog, 2014, S. 6). Folgend werden exemplarisch drei Ansätze, welche Peers zur Ausgestaltung der Prävention verwenden, vertieft betrachtet.

4.1.1 Peer Education

In Kapitel 2.2 wurden informelle Bildungsprozesse innerhalb der Peergroup angesprochen. Die Methode Peer Education macht sich diese zunutze (Heyer, 2010, S. 412). Gemäss Topping (2022, S. 15) sind Präventionsangebote im Bereich des illegalen Substanzkonsums mit Peer Education teilweise wirksamer als Angebote, die nur mit Fachpersonen gearbeitet haben. Als eine der meistgenannten Methoden der Peer Involvement Ansätze wird sie folgend vertieft.

Bei der Peer Education vermitteln Jugendliche, die von Fachpersonen trainiert werden, Wissen an andere Jugendliche (Settertobulte, 2021, S. 600–601). Die trainierten Jugendlichen werden Peer Educators genannt (Heeg et al., 2016, S. 428). Im Falle der vorliegenden Arbeit geht es darum, über Risiken von illegalem Substanzkonsum und Massnahmen, um diese zu vermindern, aufzuklären. Neben der reinen Wissensvermittlung kann auch ergänzend der Austausch von Erfahrungen im Zentrum stehen (Heyer et al., 2012, S. 995). Der Vorteil von Peer Education liegt in der lebensweltlichen Nähe. Die Jugendlichen befinden sich in ähnlichen Lebenslagen wie die Peer Educators, wodurch eine Kommunikation auf Augenhöhe möglich wird (Heyer, 2010, S. 414). Durch den geschützten Raum der Peergroup (vgl. Kap. 2.2) fällt es Jugendlichen leichter, mit Peer Educators über den illegalen Substanzkonsum zu sprechen und allfällige Hilflosigkeit (vgl. Kap. 3.1) zu thematisieren (Heyer et al., 2012, S. 995). Zudem wird von der Prämisse ausgegangen, dass Informationen, welche von Jugendlichen an andere vermittelt werden, besser aufgenommen werden. Aufgrund der symmetrischen Beziehung werden die Jugendlichen in ihrem Lernprozess begleitet statt gelenkt (Heyer, 2010, S. 407–408). Ausserdem besteht durch die Peer Education die Möglichkeit eines Multiplikationseffektes. Hierbei geben die erreichten Jugendlichen ihr Wissen zu illegalem Substanzkonsum an andere Peergroups weiter, womit eine grossflächige Prävention entstehen kann (Keller, Kern-Scheffeldt & Reinhard, 2017, S. 1).

Die Methode zielt darauf ab, dass Jugendliche durch neu erworbenes Wissen ihren Umgang mit illegalen Substanzen allenfalls anpassen und Bewusstsein für mögliche Risiken entwickeln (Infodrog, 2014, S. 14). Übergeordnet sollen so zudem Selbstwert, soziale Kompetenzen sowie Strategien zur Stress- und Konfliktbewältigung gefestigt und erweitert werden (Kästner, 2003, S. 52). Weiter profitieren besonders die Peer Educators selbst von der Methode. Ihre Rolle stärkt unter anderem ihre Selbstsicherheit (Kern-Scheffeldt, 2005, S. 9). In einer indonesischen Studie konnten Nurmala et al. (2021, S. 210) feststellen, dass die Peer Educators durch den Erwerb von

Wissen und Fähigkeiten zusätzlich motiviert waren, diese Erkenntnisse mit ihrer Peergroup zu teilen.

Nun stellt sich die Frage, welche Jugendliche als Peer Educators geeignet sind. Neben sozialen Kompetenzen und einer guten Selbstwahrnehmung sollten die Peer Educators gewillt sein, sich Wissen anzueignen. Zudem braucht es die Fähigkeit Kritik anzunehmen (Kern-Scheffeldt, 2005, S. 7). Sting und Blum (2003, S. 79) weisen darauf hin, dass Jugendliche, die innerhalb der Peergroup eine führende Rolle einnehmen oder selbst Erfahrungen mit dem Konsum illegaler Substanzen haben, besonders passend für diese Aufgabe sind. Allerdings sollten sich die Jugendlichen freiwillig in diese Rolle begeben (Alder & Oehler, 2005, S. 13). Gemäss Keller et al. (2017, S. 5) ist es zentral, dass die Jugendlichen vor und während der Interventionsphase aus- und weitergebildet werden und somit konstant Unterstützung durch Fachpersonen erhalten. Dabei geht es nicht nur darum, Wissen anzueignen, sondern auch ihre Rolle als Peer Educators zu klären. Ausserdem muss es für sie möglich sein, eine eigene Haltung zu illegalem Substanzkonsum zu entwickeln und Methoden zu erlernen, wie Inhalte möglichst gut weitergegeben werden können (Heeg et al., 2016, S. 428).

Genau innerhalb dieser Ausbildung liegt ein zentrales Risiko der Peer Education. Wenn die Jugendlichen keine Möglichkeit haben, diesen Prozess selbst mitzugestalten, kann es sein, dass die Peers schlussendlich nur Strategien anwenden, die rein von Erwachsenen entwickelt wurden (Kern, 1998, S. 16). Eine solche Instrumentalisierung der Jugendlichen kann auch negative Effekte für die Peer Educators haben, da sie ihren Status in der Peergroup verlieren könnten (Sting & Blum, 2003, S. 79). Dies kann verhindert werden durch machtsensible Interaktion. Machtverhältnisse werden dabei gemeinsam von Fachpersonen und Jugendlichen thematisiert. Diskussionen finden auf Augenhöhe statt und die Jugendlichen können authentisch bleiben, ohne negative Auswirkungen von Äusserungen in Jugendsprache oder sozial unerwünschten Meinungen zu befürchten. Nur dann können Jugendliche den Prozess aktiv mitgestalten und partizipieren (Heeg et al., 2016, S. 430–431). Wird dies beachtet, kann mit der Methode Peer Education eine Haltung eingenommen werden, die Jugendliche als Expert:innen ihrer eigenen Lebenswelt und ihre Ressourcen anerkennt (Heyer, 2010, S. 407).

4.1.2 Positive Peer Culture

Kapitel 3 dieser Arbeit fokussierte innerpsychische sowie soziale Faktoren, welche die Entstehung eines problematischen Substanzkonsums beeinflussen. Im Gegensatz zu der Peer Education, welche eher auf Wissensvermittlung zu Risiken setzt, konzentriert sich die Positive Peer Culture (PPC) auf diese Faktoren. Es wird versucht, Hintergründe des Substanzkonsums aufzudecken und mit der Kraft der Gruppe dem Individuum zu zeigen, dass andere Bewältigungsstrategien möglich sind (Vorrath & Brendtro, 2011, S. 98). Aufgrund dieser alternativen Sichtweise wird die Methode der PPC hier näher betrachtet.

Die PPC geht davon aus, dass die Peergroup dem Individuum ermöglicht, seine Einstellung sowie Verhaltensweisen zu verändern. So können sich Jugendliche gegenseitig helfen (Braches-Chyrek, 2019, S. 71). Ein grosser Teil der PPC sind dabei Gruppengespräche, innerhalb deren sich die Jugendlichen gegenseitig beraten (Trapper, 2009, S. 174). Dabei wird den Jugendlichen das Vertrauen entgegengebracht, den Prozess möglichst selbst zu gestalten und Selbstverantwortung übernehmen zu können (Opp & Teichmann, 2008, S. 17). Die PPC orientiert sich zudem nicht an Defiziten, sondern an Ressourcen der Jugendlichen und der Peergroup (Otto, 2015, S. 34). Trotzdem fordert der Prozess die Individuen heraus. Sie müssen lernen, ihre Probleme in den Gruppengesprächen zu artikulieren und somit ihre Hilflosigkeit zu thematisieren (vgl. Kap. 3.1). Gleichzeitig wird ihre Reflexionsfähigkeit gestärkt, da sie in der Diskussion mit der Gruppe ihre eigenen Einstellungen bewerten und allenfalls verändern (Steinebach & Steinebach, 2013, S. 104).

Braches-Chyrek (2019, S. 71) beschreibt das Ziel der Methode darin, die sozialen Kompetenzen sowie das Selbstwertgefühl zu fördern. Dies ermöglicht den Jugendlichen, ihren Peers Hilfestellungen zu geben und gemeinsam Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln. Die positiven Effekte sollen sich auch ausserhalb der Gruppengespräche auswirken. Gemeinsam soll ein Alltag erschaffen werden, der sich durch Hilfsbereitschaft und gegenseitigen Respekt kennzeichnet (Brendtro, 2019, S. 29–30). Der Ablauf einer solchen Gruppensitzung gestaltet sich gemäss Steinebach, Schrenk, Steinebach und Brendtro (2018, S. 92–98) in folgende acht Etappen:

1. Problembenennung
2. Problemfindung
3. Problemschilderung
4. Nachfragen zum Sachstand
5. Nachfragen zu Emotionen

6. Entwurf von Handlungsalternativen und Lösungsmöglichkeiten
7. Hausaufgabenverteilung
8. Rückmelderunde

Im Anhang befindet sich eine Tabelle, welche die einzelnen Phasen genauer beschreibt. Dabei wird ersichtlich, dass die Fachperson keine Beratung innerhalb der Gruppensitzungen vornimmt, sondern diese Aufgabe komplett den Jugendlichen überlässt. Die Rolle der Fachperson ist die Moderation (Steinebach et al., 2018, S. 91). Durch Fragen kann die Fachperson die Gruppe ermutigen, den Prozess fortzusetzen. Trotzdem liegt die Verantwortung die ganze Zeit bei den Jugendlichen (Steinebach & Steinebach, 2013, S. 105).

Genau hier liegt gemäss Otto (2015, S. 200) das grösste Risiko der Methode. Die Fachperson muss darauf achten, dass die Jugendlichen sich nicht instrumentalisiert fühlen. Ansonsten werden sie in ihren Mitgestaltungsmöglichkeiten eingeschränkt und der Raum wird nicht als sicher empfunden. Für das Teilen von Herausforderungen ist das aber essenziell. Sonstige Aspekte der Methode können je nach Setting variieren. Dies betrifft beispielsweise die Anzahl der teilnehmenden Jugendlichen oder Zeitabstände zwischen den regelmässigen Treffen (Steinebach et al., 2018, S. 91). Vorrath & Brendtro (2011, S. 57) empfehlen sogar keinen offiziellen Endpunkt der PPC festzulegen. Jugendliche, die während der PPC bedeutende Fortschritte erreichen konnten, sollen aus der Gruppe entlassen werden. Ihren Platz können dann neue Mitglieder einnehmen. Dies unterstützt auch die Idee von Steinebach et al. (2018, S. 73), dass es neuen Jugendlichen helfen kann, über ihre Herausforderungen zu sprechen, wenn andere Jugendliche der Gruppe bereits Erfahrung mit der PPC haben.

4.1.3 Funktionale Äquivalente

In Kapitel 3.1 wurde anhand der Theorie der Lebensbewältigung aufgezeigt, dass Menschen Selbstwert, soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit erleben müssen, um sich handlungsfähig zu fühlen (Lambers, 2020, S. 177). Antisoziale und/oder selbstdestruktive Verhaltensweisen können als Ausgleich dienen, wenn diese drei Komponenten nicht erlebt werden (Böhnisch & Schröer, 2018, S. 319). Das Herstellen von funktionalen Äquivalenten ist eine Methode aus der Theorie der Lebensbewältigung, um aufzuzeigen, dass ein solches Verhalten nicht gebraucht wird, um Selbstwert, soziale Anerkennung und/oder Selbstwirksamkeit zu erleben (Böhnisch, 2018, S. 290). Da die Theorie in der vorliegenden Arbeit schon aufgegriffen wurde, scheint es sinnvoll, sich genauer mit dieser Methode auseinanderzusetzen.

Die Basis der Methode zeigt sich in der Annahme, dass der illegale Substanzkonsum für die Jugendlichen eine bestimmte Funktion aufweist. Daher sollte auch die Prävention eine Alternative anbieten, die sich an dieser Funktion orientiert (Laging, 2020, S. 124). Die funktionalen Äquivalente sollen dies nicht nur theoretisch aufzeigen, sondern erlebbar machen. Böhnisch (2002) schreibt dazu:

Sie sollen den Jugendlichen ähnliche emotionale Zustände vermitteln können, wie dies beim Suchtmittelgebrauch der Fall ist, nur mit dem Unterschied, dass hier die Jugendlichen selbst etwas bewirken und ihr leib-seelisches Wohlbefinden aus kultureller und sozialer Selbstgestaltung, aus 'wirklichen Abenteuern' der Selbsttätigkeit und des Experimentierens in sozialen Beziehungen kommt. (S. 114)

Daher werden funktionale Äquivalente in einer Projektform ausgestaltet. Diese sollen möglichst ähnliche Funktionen erfüllen, wie es der Konsum der illegalen Substanzen erfüllen würde (Böhnisch, 2019b, S. 127). Steht beispielsweise die soziale Anerkennung der Peergroup als Motivation für den Substanzkonsum im Vordergrund, können talentorientierte funktionale Äquivalente hilfreich sein. So kann zum Beispiel eine Gesangsgruppe den Jugendlichen aufzeigen, dass sie von der Gruppe Anerkennung erfahren aufgrund ihrer Stimme. Der Selbstwert wird aufgebaut und es wird erkannt, dass der Konsum nicht der einzige Weg für den Zugang zu einer Peergroup ist (vgl. Böhnisch, 2018, S. 290–291). Auf der Grundlage dieser Erfahrung können die Jugendlichen auch Vertrauen entwickeln, welches ihnen helfen kann, ihre innere Hilflosigkeit anzusprechen und zu thematisieren. Die Erkenntnis, nicht alleine mit dem Gefühl einer solchen Hilflosigkeit zu sein, kann wertvolle Auswirkungen auf die Entwicklung der Jugendlichen haben (Böhnisch, 2018, S. 76).

Böhnisch (2019b, S. 128) zeigt auf, dass eine akzeptierende Haltung der Fachperson essenziell für den Erfolg solcher funktionalen Äquivalente ist. Sie muss anerkennen, dass der Konsum der illegalen Substanzen für die Jugendlichen einen bestimmten Zweck erfüllt. Zudem muss sie ihnen genug Zeit geben, die positiven Erfahrungen in den funktionalen Äquivalenten zu erleben, bevor sie ihre Hilflosigkeit thematisieren können. Trotz dieser akzeptierenden Haltung kritisiert Barsch (2012, S. 47) die funktionalen Äquivalente dahingehend, dass sie trotzdem abstinenzorientiert sind und motivieren sollen, den Konsum zu unterlassen. Dieser Kritik widersprechen Silbereisen und Kastner (1987, zitiert nach Sting & Blum, 2003, S. 74–75). Sie erklären, dass sehr wohl auf einen verantwortungsvollen Gebrauch gezielt wird. Allerdings sollen die Jugendlichen sehen, dass substituierende Möglichkeiten zum Konsum illegaler Substanzen bestehen.

Aufgrund Definitionsschwierigkeiten bezüglich dessen, wann ein normaler Konsum zu einem problematischen wird, finden sich aber kaum funktionale Äquivalente, die sich spezifisch auf konsumierende Jugendliche ausrichten. Häufig werden verschiedene Risikoverhalten gleichzeitig angesprochen (Sting & Blum, 2003, S. 75). Laging (2020, S. 124–125) beschreibt dies hinsichtlich der Häufigkeit des psychoaktiven Substanzkonsums Jugendlicher als bedauerlich. Immerhin ist die Methode drogenpolitisch attraktiv, da der Konsum selbst nicht direkt thematisiert wird und damit keine explizite Positionierung innerhalb der Drogenpolitik stattfinden muss.

Anhand der exemplarisch dargestellten Präventionsmethoden zeigt sich, dass unterschiedlichste Ansätze bestehen, wie die Peergroup in einer präventiven Praxis miteinbezogen werden kann. Während sich Methoden wie die Peer Education vermehrt auf Wissensvermittlung konzentrieren, geht es bei der PPC eher um die Thematisierung von Herausforderungen und um die gemeinsame Ausarbeitung von Handlungsalternativen. Im Gegensatz zu diesem Fokus auf die theoretische Bearbeitung orientieren sich funktionale Äquivalente an erlebbaren Erfahrungen. Somit wird den Jugendlichen aufgezeigt, dass die Funktion des Substanzkonsums auch durch andere Aktivitäten hergestellt werden kann. Obwohl die Methoden unterschiedliche Ziele besitzen, unterstützen alle drei das Erleben von Selbstwert, Selbstwirksamkeit und sozialer Anerkennung.

4.2 Prävention in der Stadt Zürich

Nachdem theoretisch ersichtlich geworden ist, wie Prävention ausgestaltet werden kann, wird nun ein Blick in die Praxis geworfen. Dafür wurden exemplarisch drei Institutionen aus der Stadt Zürich ausgewählt. Ihre Angebote werden dabei mit den vorgestellten Peer Involvement-Ansätzen verglichen.

4.2.1 Primärprävention bei der Suchtpräventionsstelle Stadt Zürich

Die städtische Suchtpräventionsstelle Zürich bietet verschiedenste kostenlose Dienstleistungen für die gesamte Bevölkerung der Stadt Zürich an. Diese Angebote fokussieren sich auf Früherkennung und zeitnahe Massnahmen bei Suchtgefährdungen, Informationsvermittlung, Unterstützung von Betroffenen, Angehörigen und Fachpersonen sowie auf den Jugendschutz und Verhältnisprävention (Stadt Zürich, 2023c). Eine konsumakzeptierende Haltung zeigt sich anhand des Menschenbildes, welches in ihren Konzepten beschrieben wird. Rücksicht auf Autonomie und die Anerkennung eines Rauschbedürfnisses bilden dessen Basis. Daher sind die meisten Angebote auf einen verantwortungsvollen Umgang mit psychoaktiven Substanzen

ausgelegt. Aufgrund der besonderen Schutzbedürftigkeit von Kindern und Jugendlichen wird auf diese Zielgruppe ein stärkerer Fokus gelegt (Suchtpräventionsstelle, n.d., S. 2).

Wie bereits erwähnt, versucht die Primärprävention gemäss Buchli (2021, S. 42) viele Menschen zu erreichen, ohne ihr Risiko für eine Entwicklung problematischer Konsummuster illegaler Substanzen zu beachten. Obwohl Kinder und Jugendliche fokussiert werden, kann die Suchtpräventionsstelle Zürich als Institution der Primärprävention definiert werden. Grund dafür ist, dass die eigentliche Zielgruppe die ganze Bevölkerung der Stadt Zürich darstellt. Allerdings muss beachtet werden, dass einzelne Angebote, welche teilweise folgend betrachtet werden, eher als Massnahmen der Sekundär- oder Tertiärprävention eingestuft werden könnten.

Ein spezifisches Konzept für Peer Involvement besteht laut der Stabsmitarbeiterin ■■■■■ (pers. Mitteilung, 08.11.2022) bei der Suchtpräventionsstelle Zürich nicht. Allerdings orientieren sie sich an Dokumenten anderer Organisationen wie beispielsweise dem Leitfaden von der Schweizerischen Koordinations- und Fachstelle Sucht Infodrog oder dem Grundlagenpapier für ein gemeinsames Verständnis vom Netzwerk PeerWork Schweiz. Beide Dokumente beschreiben Ausgestaltung und Ziele verschiedener Ansätze aus dem Peer Involvement, stützen diese mit theoretischen Bezügen und geben hilfreiche Inputs für Fachpersonen (Infodrog, 2014; Keller et al., 2017). Mehrere Angebote der Suchtpräventionsstelle beinhalten Aspekte, die sich mit den bereits vorgestellten Methoden vergleichen lassen.

2010 wurde das Angebot «Limit» eingeführt (Müller, 2010, S. 23). Dieses richtet sich an grenzüberschreitende oder ausgegrenzte Jugendliche. Ziel ist die Stärkung der Lebenskompetenzen und die Motivation zur Verhaltensänderung (Stadt Zürich, 2023b). In moderierten Gruppengesprächen wird einerseits die persönliche Situation, das Verhalten und dessen Konsequenzen thematisiert. Andererseits werden gemeinsam Alternativen für das Verhalten und Lösungen für Probleme ermittelt (Taddeo, 2020, S. 9). Dieser Ablauf zeigt Ähnlichkeiten zur PPC (vgl. Kap. 4.1.2). So sind laut Trapper (2009, S. 174) genau solche Gruppengespräche, bei denen sich die Jugendlichen gegenseitig beraten können, ein grundlegender Teil der PPC. Wie Otto (2015, S. 200) aufzeigt, müssen die Jugendlichen die Gruppe als einen sicheren Raum empfinden, um ihre Herausforderungen teilen zu können. In einem Interview machte eine teilnehmende Jugendliche deutlich, wie dies bei dem Angebot «Limit» durch eine Kommunikation auf Augenhöhe seitens der Fachperson erreicht werden kann: «Die Kursleiter hatten einen guten Draht zu uns. Sie traten nicht als Autoritätspersonen

auf, sondern erzählten, wie sie früher auch 'Säich' gemacht hatten. Sie interessierten sich für unsere Geschichten aus Schwamendingen» (Müller, 2010, S. 23). Obwohl das Angebot nicht den Konsum illegaler Substanzen in den Vordergrund stellt, kann es schützende Wirkungen haben. Kursleiterin Wurst zeigt in einem Interview auf, dass die Jugendlichen während des Angebots lernen, mit belastenden Erfahrungen umzugehen (SRF, 2017). Dies kann das Risiko einer Selbstmedikation (vgl. Kap. 2.3) mindern. Zudem arbeitet das Angebot nicht mit der ursprünglichen Peergroup der Jugendlichen. Es baut eine eigene Peergroup auf. Dies ermöglicht ihnen Abstand von möglicherweise schädlichen Dynamiken ihrer eigenen Peergroup zu bekommen (SRF, 2017). Das Angebot schliesst somit durch einige Aspekte an die Methode der PPC an. Allerdings bestehen auch Abweichungen. So wird nicht ersichtlich, dass der positive Effekt der Gruppe durch gegenseitige Unterstützung im Alltag angestrebt wird, was die PPC gemäss Brendtro (2019, S. 29–30) auszeichnet.

Ein anderes Angebot namens «Freelance» konzentriert sich auf Informationsvermittlung und Reflexionsfähigkeit. Es beinhaltet unter anderem Unterrichtseinheiten für Schulen zum Thema Cannabis. Die Jugendlichen sollen Risiken des Substanzkonsums kennenlernen und sich mit ihrer Haltung auseinandersetzen (Reuss, 2020, S. 15). Dabei wird nicht explizit darauf abgezielt, dass die Jugendlichen das erlernte Wissen an ihre Peers weitertragen, wie dies bei der Peer Education mit dem Multiplikationseffekt der Fall wäre (vgl. Kap. 4.1.1). Dies kann aber eine positive Folge des Angebots sein.

4.2.2 Sekundärprävention bei der Offenen Jugendarbeit Zürich

Der Verein Offene Jugendarbeit Zürich (Verein OJA, n.d.) besteht aus zehn Einrichtungen in der Stadt Zürich, die verschiedene Projekte und Aktivitäten anbieten. Die Jugendlichen werden in ihrer Freizeitgestaltung unterstützt, ihnen werden Treffpunkte zur Verfügung gestellt und sie werden bestärkt und ermutigt, sich für ihre Anliegen einzusetzen. Um dies zu gewährleisten, vernetzt sich die OJA mit verschiedensten Institutionen in der Stadt Zürich und arbeitet auf Grundlage neuester wissenschaftlichen Erkenntnissen (Verein OJA, n.d.). Mit einer lebenswelt- und ressourcenorientierten Haltung setzt der Verein unter anderem auf Partizipation, Integration, Diversität und auch auf Prävention und Gesundheitsförderung (OJA, 2018, S. 3–6). Die OJA versteht es als ihre Aufgabe, Jugendliche in ihrer Entwicklung und in ihrer Auseinandersetzung mit Gesundheitsthemen zu unterstützen. Darunter fällt auch der Umgang mit psychoaktiven Substanzen. Um dies zu gewährleisten, setzt sie einerseits auf einen positiven Einfluss des Vereins selbst, andererseits aber auch

auf Früherkennung und präventiven Interventionen. Dazu gehört das direkte Ansprechen auffälliger Jugendlichen, als auch die Durchführung von Projekten zur Sensibilisierung und Informationsvermittlung. So werden die Jugendlichen dazu befähigt, selbstbestimmt und bewusst zu handeln (OJA, 2018, S. 6–7).

Da die OJA ihr gesamtes Angebot spezifisch auf Jugendliche ausrichtet und somit eine eingeschränkte Zielgruppe besitzt, kann sie als sekundärpräventive Institution gesehen werden. Mit dieser Einschätzung werden zwar Jugendliche generell als Risikogruppe eingestuft, was der Kritik von Böllert (2018, S. 1188–1189) entspricht, allerdings gehören sie zu dem Bevölkerungsteil, der am meisten illegale Substanzen konsumiert (Gmel et al., 2017, S. 79). Verbunden mit der Annahme, dass Risiken von illegalem Substanzkonsum in der Adoleszenz erhöht sind (vgl. Kap. 2.3.1), kann eine Einordnung von Jugendlichen als risikobehaftete Personengruppe dadurch begründet werden.

Angebote, die sich spezifisch auf die Prävention von illegalen Substanzkonsum mit der Peergroup ausrichten, lassen sich bei der OJA momentan keine finden. Allerdings bestehen, ähnlich wie schon bei der Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich, Projekte, die an Peer Involvement-Ansätzen anschliessen und schützende Auswirkungen auf das Risiko einer Entwicklung problematischer Konsummuster haben können. So wird den Jugendlichen beispielsweise in vier Einrichtungen ermöglicht, gemeinsam Musik zu produzieren. Auf kreative Art können sie so Herausforderungen verarbeiten und ihre Gefühle artikulieren. Die Erfahrung ein Lied selbstständig aufzunehmen, stärkt das Selbstwertgefühl (Krainer, Hirzel, Bühler & Dallo, 2021, S. 9–12). Durch die Bestärkung von ihren Peers erfahren die Jugendlichen soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit (Hüppi, 2023, Kap. 3). Daraus werden mehrere Komponenten aus der Theorie der Lebensbewältigung ersichtlich (vgl. Kap. 3.1). Wenn nun also der Konsum illegaler Substanzen gemäss Böhnisch und Schröer (2018, S. 319) ein Verhalten darstellt, welches durch das Fehlen von Selbstwert, Selbstwirksamkeit und sozialer Anerkennung ausgelöst wird, schützt ein solches Angebot vor der Entwicklung eines problematischen Konsummusters. Insofern zeigt es Züge eines funktionalen Äquivalents (vgl. Kap. 4.1.3). Die Jugendlichen erhalten durch die Musikproduktion eine Alternative zum Substanzkonsum. Hier kann aber die Kritik von Laging (2020, S. 124–125) angewendet werden. Das Angebot ist nicht spezifisch auf den Konsum illegaler Substanzen ausgerichtet, sondern allgemein gehalten.

Dass die OJA die Vorzüge von Peer-Ansätzen erkennt und einsetzt, jedoch kaum im Zusammenhang mit der Thematik von illegalen Substanzen, wird auch aus anderen

Angeboten ersichtlich. So setzen sie beispielsweise die Methode Peer-Tutoring ein, um Jugendliche bei der Auseinandersetzung mit der Steuererklärung zu unterstützen. Dadurch werden die Inhalte von den Jugendlichen besser akzeptiert und die Motivation steigt, da sie sehen, dass Gleichaltrige die Materie ebenfalls verstanden haben (Verein OJA, 2019, S. 14–16). Peer-Tutoring ist eine Methode, die zur Peer Education gehört. Dabei eignen sich einzelne Jugendliche Fachwissen zu einem bestimmten Thema an und unterrichten dann ihre Peers (Keller et al., 2017, S. 2). So zeigt sich, dass sich die OJA mit den Vorteilen von Peer Involvement-Ansätzen auseinandersetzt, der Fokus bei aktuellen Peer-Projekten allerdings kaum bei der Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen liegt. Zudem bestehen laut dem Geschäftsführer [REDACTED] (pers. Mitteilung, 09.11.2022) keine spezifischen Konzepte für das Peer Involvement.

4.2.3 Tertiärprävention beim Drogeninformationszentrum

Das Drogeninformationszentrum (DIZ) ist wie schon die Suchtpräventionsstelle eine Institution der Stadt Zürich. Drogenpolitisch angegliedert an die Säule der Schadensminderung, besteht sein Auftrag in der Reduktion negativer Folgen illegaler Substanzen durch Informationsvermittlung und Sensibilisierung (Stadt Zürich, 2023a, Kap. Unser Auftrag). Verschiedene Angebote unterstützen das DIZ bei der Erfüllung dieser Ziele.

Das Drug Checking findet insgesamt dreimal pro Woche am Hauptstandort des DIZ statt. Davon ist ein Tag nur für Cannabis-Proben reserviert. Zusätzlich werden mobile Drug Checkings an einzelnen Partys oder Festivals angeboten (Stadt Zürich, 2023a, Kap. Drug Checking im DIZ). Anonym und kostenlos können Proben illegaler Substanzen abgegeben werden. Fachpersonen vor Ort führen obligatorisch eine Beratung durch und erheben personenbezogene demografische sowie konsumbezogene Daten, welche ebenfalls anonymisiert sind (saferparty, 2021a). Die Klientel erhalten durch die Analyse Informationen bezüglich Wirkstoffen in der Probe. So können allfällige Streckmittel identifiziert werden. Teilweise können auch Angaben zur Menge der Wirkstoffe gemacht werden, womit das Risiko, unbewusst zu überdosieren, sinkt (La Mantia, Oechslin, Duarte, Laubereau & Fabian, 2020, S. 47). Infodrog (n.d.) zeigt auf, dass neben der Analyse ein implizites Ziel verfolgt wird: «Vielmehr wird damit zusätzlich versucht, eine Gruppe von Konsumierenden illegaler Substanzen anzusprechen, die mit sonstigen präventiven und schadensmindernden Angeboten nicht erreicht wird» (S. 1). Fallen bestimmte Proben beispielsweise aufgrund gefährlicher Streckmittel oder hohen Dosierungen besonders auf, werden Substanz-Warnungen

ausgesprochen (Infodrog, n.d., S. 1). Das DIZ publiziert diese auf ihrer Website saferparty.ch. Zudem wird auf der Website über Substanzen und schadensmindernde Massnahmen informiert (Stadt Zürich, 2023a, Kap. Website saferparty.ch).

Neben Beratungen im Rahmen des Drug Checkings kann die Klientel auch sonst Einzelgespräche in Anspruch nehmen. Fachpersonen unterstützen sie einerseits bezüglich Themen des Substanzkonsums, andererseits können Bereiche, die mit dem Substanzkonsum in Verbindung stehen, besprochen werden, wie zum Beispiel die Wohn- oder Arbeitssituation (Stadt Zürich, 2023a, Kap. Beratungsbüro). Zusätzlich sind Fachpersonen des DIZ lebensweltorientiert aufsuchend in der Stadt Zürich unterwegs. Auch hier ist die Informationsvermittlung zu Umgang und Risiken psychoaktiver Substanzen im Vordergrund (Stadt Zürich, 2023a, Kap. Aufsuchende Sozialarbeit). Allerdings ist die Beziehungspflege ein grundlegender Teil der aufsuchenden Sozialarbeit. (Stadt Zürich, 2017a, S. 2).

Zielgruppe für Einzelberatungen in den Büros des DIZ als auch für die aufsuchende Sozialarbeit sind vorwiegend Jugendliche und junge Erwachsene (Stadt Zürich, 2017b, S. 3). Da sich alle Angebote an Menschen richten, die bereits konsumieren und auf eine Verminderung von negativen Folgen des Substanzkonsums abzielen, kann das DIZ als tertiärpräventive Institution definiert werden (vgl. Sting & Blum, 2003, S. 39). Angesprochen werden meist Einzelpersonen. Trotzdem kommt das DIZ mit Peergroups in Kontakt. Besonders in der aufsuchenden Sozialarbeit und bei Drug Checkings ausserhalb der Büroräumlichkeiten werden jugendliche Gruppen unterwegs sein. Spezifische Peer Involvement-Ansätze lassen sich beim DIZ allerdings kaum finden. Ähnlich wie beim Projekt Freelance der Suchtpräventionsstelle kann ein positiver Nebeneffekt aller Angebote des DIZ sein, dass die Jugendlichen das neue Wissen in ihrer Peergroup verbreiten. Eine institutionalisierte Peer Education wird dabei aber nicht durchgeführt.

Insgesamt zeigt sich, dass alle drei Institutionen wertvolle Angebote für Jugendliche in der Stadt Zürich anbieten. Spezifische Ansätze aus dem Peer Involvement zeigen sich allerdings selten. Dafür verwenden viele Angebote Aspekte daraus. Daher konnten Vergleiche zwischen Angeboten aus allen Institutionen und allen Methoden, die in der vorliegenden Arbeit thematisiert wurden, gezogen werden. Auffallend ist, dass die Angebote selten spezifisch auf den Konsum illegaler Substanzen ausgerichtet sind. Dennoch muss beachtet werden, dass trotz der unspezifischen Ausrichtung die Angebote positive Auswirkungen auf Jugendliche haben, welche vor der Entwicklung eines problematischen Konsummusters schützen können.

5 Fazit

5.1 Zusammenfassung und Beantwortung der Fragestellung

Die vorliegende Arbeit geht übergeordnet der Frage nach, welche Relevanz die Peer-group von Jugendlichen in der Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen hat. Um die Fragestellung zu beantworten, wurden literarische Quellen sowie Informationen von drei verschiedenen Praxisorganisationen in der Stadt Zürich herangezogen. Die folgende Analyse der Teilfragen unterstützt die Beantwortung der Hauptfrage.

Welchen Einfluss hat die Peergroup auf das Konsumverhalten illegaler Substanzen bei Jugendlichen?

Bei der Betrachtung der Lebensphase Adoleszenz zeigte sich, dass die Ausgestaltung der Identität und die Ablösung vom Elternhaus zu den Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen gehören (vgl. Kap. 2.1). Unterstützt werden die Jugendlichen dabei von ihrer Peergroup, welche in der Adoleszenz zu einer wichtigen Sozialisationsinstanz wird. Innerhalb derer erschaffen Jugendliche einen sozialen Raum, in dem verschiedene Verhaltensweisen erprobt werden können und bei der sich eigene Werte und Normen verinnerlichen. Zu diesen Verhaltensweisen gehört auch der Konsum illegaler Substanzen. Dieser kann als Initiationsritual oder als Gruppenaktivität dienen, die verbindend wirkt. Allerdings kann der Konsum somit auch normalisiert und verharmlost werden. Wenn das individuelle Konsumverhalten von der Peergroup abweicht, kann teilweise eine Exklusion drohen. Diese wirkt sich eventuell negativ auf das Selbstvertrauen der Individuen aus. Die Familie kann in solchen Fällen kompensierend sein, während die Peergroup auch kompensierende Auswirkungen auf schlechte Familienverhältnisse haben kann. Somit kann die Peergroup für die Entstehung eines problematischen Substanzkonsums Risiko- und Schutzfaktor zugleich sein. Zudem fällt es Jugendlichen leichter, mit ihren Peers über ihren Konsum illegaler Substanzen zu sprechen, da diese Thematik bei Erwachsenen oftmals mit Stigmata behaftet ist (vgl. Kap. 2.2).

Insofern zeigt sich bei der Frage, welchen Einfluss die Peergroup auf das Konsumverhalten illegaler Substanzen bei Jugendlichen hat, dass sie einerseits zum Konsum motivieren können und somit konsumverstärkend sind, andererseits aber auch schützende Wirkungen haben, was den Konsum reduzieren könnte.

Wie zeigt sich das Konsumverhalten von Jugendlichen in Bezug auf illegale Substanzen in der Schweiz?

Bezüglich Konsumverhalten von Jugendlichen in der Schweiz kommen verschiedene Studien zu unterschiedlichen Ergebnissen. Einzig bei Cannabis herrscht national und internationale Einigkeit darüber, dass es sich hierbei um die meist konsumierte illegale Substanz handelt. Ansonsten zeigt sich, dass Substanzen aus allen Kategorien nach Wirkungsweisen konsumiert werden. Allerdings werden Halluzinogene bei Befragungen weniger häufig genannt als dämpfende oder stimulierende Substanzen. Wichtig zu beachten ist, dass alle drei Kategorien negative psychosoziale Folgen haben können, oftmals aber Set und Setting einen bedeutsamen Einfluss haben (vgl. Kap. 2.3.1). Zudem kann auch das Konsummuster Auswirkungen auf Folgen des Substanzkonsums haben. Dabei wird unterschieden in risikoarmen Konsum, problematischen Konsum und Abhängigkeit. Der problematische Konsum definiert sich dabei durch körperliche, psychische oder soziale Einschränkungen. Wenn mehrere Mitglieder einer Peergroup ein problematisches Konsummuster aufweisen, kann dies das Risiko für das Individuum selbst, ein solches zu entwickeln, erhöhen (vgl. Kap. 2.3.2).

Wie kann der Konsum illegaler Substanzen in der Adoleszenz erklärt werden?

Um dieser Frage nachzugehen, müssen verschiedene Ebenen beigezogen werden. Das Sucht-Trias kombiniert Faktoren der Substanz, der Person und der Umwelt. Somit wird eine mehrdimensionale Betrachtung ermöglicht (vgl. Kap. 3). Unterschiedliche Substanzen besitzen unterschiedliche Risiken für ein problematisches Konsumverhalten (vgl. Kap. 2.3.1). Auf der Ebene der Person wurden in der vorliegenden Arbeit besonders Bewältigungsstrategien näher betrachtet. Theorien der Lebensweltorientierung und der Lebensbewältigung zeigen auf, dass der illegale Substanzkonsum eine Form von Bewältigung sein kann. Als Pseudokonkretheit oder als Mittel, um subjektiv handlungsfähig zu bleiben, kann sich daraus ein problematisches Konsummuster entwickeln. Zudem kann sich innerhalb der Peergroup eine Bewältigungskultur bilden, welche das individuelle Bewältigungsverhalten beeinflusst (vgl. Kap. 3.1).

Letzteres zeigt sich auch auf der Ebene der Umwelt, wenn Theorien von Subkulturen betrachtet werden. Diese gehen davon aus, dass Schwierigkeiten bei der Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft dazu führen können, dass sich aus mehreren Individuen eine Subkultur bildet. Um sich von anderen abzugrenzen, werden Verhaltensweisen eingesetzt, die von der Norm der Gesellschaft abweichen. Der Konsum psychoaktiver

Substanzen kann dann als abgrenzendes Merkmal von den Mitgliedern erwartet werden. Die Abweichung von der gesellschaftlichen Norm ist zudem ein wichtiger Teil des Labeling Approachs. Dieser geht davon aus, dass Abweichungen erst sozial definiert werden müssen und Menschen dadurch gelabelt werden. Auf Grundlage dessen wird von sekundärer Devianz gesprochen, wenn diese Zuschreibungen zunehmend zu Sanktionierungen führen, woraufhin sich die Individuen dadurch vermehrt dem Label entsprechend verhalten, um die eigene Identität zu schützen (vgl. Kap. 3.2).

Wie kann die Peergroup bei der Prävention von problematischem Konsum in der Adoleszenz miteinbezogen werden?

Unter dem Begriff des «Peer Involvements» werden verschiedene verhaltenspräventive Methoden zusammengefasst. Diese machen sich die positiven Funktionen einer Peergroup zunutze und können auf alle Zielgruppen der Prävention angewendet werden. In der vorliegenden Arbeit wurden drei Methoden ausgewählt, um exemplarisch darzustellen, wie solche Ansätze ablaufen können und auf welche Wirkungen sie abzielen (vgl. Kap. 4.1).

Die Peer Education bildet einzelne Jugendliche aus, damit diese dann ihre Peers schulen können. Bildungsprozesse werden somit in den Vordergrund gestellt. Somit können mehrere Jugendliche über Risiken und schadensmindernde Massnahmen informiert werden (vgl. Kap. 4.1.1). Bei der Positive Peer Culture geht es darum, gemeinsam problematische Situationen zu besprechen und alternative Bewältigungsstrategien aufzubauen. Dies erfolgt über Gruppengespräche und den Aufbau einer Peergroup, die sich gegenseitig im Alltag unterstützt (vgl. 4.1.2). Auch die funktionalen Äquivalente versuchen Jugendlichen alternative Bewältigungsstrategien näherzubringen und ihnen dadurch aufzuzeigen, dass Selbstwert, soziale Anerkennung und Selbstwirksamkeit ohne illegalen Substanzkonsum erlebt werden kann (vgl. Kap. 4.1.3). Da allerdings weitere Methoden bestehen, kann durch die vorliegende Arbeit die Frage danach, wie die Peergroup in die Prävention einbezogen werden kann, nicht abschliessend beantwortet werden.

Wie wird die Peergroup bei der Prävention von problematischem Konsum in der Adoleszenz in der Stadt Zürich miteinbezogen?

Wie schon bei der letzten Teilfrage bleibt auch diese nur teilweise beantwortbar. So kann die Arbeit nicht alle Organisationen in der Stadt Zürich, die Präventionsmassnahmen im Bereich illegaler Substanzen durchführen, analysieren. Dafür wäre eine grössere Forschungsarbeit nötig. Allerdings kann die Arbeit aufzeigen, dass die drei

exemplarisch ausgewählten Praxisinstitutionen jeweils verschiedene Angebote ausführen, die an Methoden des Peer Involvements anschliessen. Trotzdem lassen sich auch mehrere Abweichungen finden und sie werden oftmals nicht auf den illegalen Substanzkonsum ausgerichtet.

So finden sich Aspekte der Positive Peer Culture im Angebot «Limit» der Suchtpräventionsstelle Zürich wieder. Im Mittelpunkt steht aber nicht der Konsum illegaler Substanzen, sondern grenzüberschreitende und ausgegrenzte Jugendliche. Das Angebot «Freelance» schult Jugendliche im Umgang mit psychoaktiven Substanzen und zeigt somit Ähnlichkeiten zur Peer Education. Allerdings wird nicht explizit darauf abgezielt, dass die Jugendlichen dieses Wissen an Peers weitergeben (vgl. Kap. 4.2.1).

Bei der offenen Jugendarbeit Zürich werden Räume zur Verfügung gestellt, in denen Jugendliche Musik produzieren können. Diese Möglichkeit hat ähnliche Auswirkungen auf die Individuen wie die funktionalen Äquivalente. Zudem wird eine Methode der Peer Education eingesetzt, um Jugendliche in der Auseinandersetzung mit der Steuererklärung zu unterstützen. Beide Angebote fokussieren nicht den illegalen Substanzkonsum (vgl. Kap. 4.2.2).

Beim Drogeninformationszentrum finden sich keine Angebote, die spezifische Ähnlichkeiten zu Methoden aus dem Peer Involvement aufzeigen. Positive Nebeneffekte könnten hier sein, dass Jugendliche, ähnlich wie bei der Peer Education, ihren Peers von Erfahrungen und Wissen aus der Beratung erzählen (vgl. Kap. 4.2.3).

Insgesamt lässt sich also die Hauptfragestellung *«Welche Relevanz hat die Peergroup von Jugendlichen in der Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen?»* folgendermassen beantworten.

Die Peergroup kann konsumfördernde sowie konsumverringende Auswirkungen auf Jugendliche haben. Zusätzlich erfüllt sie in der Adoleszenz mehrere Funktionen, die die Soziale Arbeit in der Prävention nutzen kann. So fällt es Jugendlichen oftmals leichter, mit ihren Peers über ihren Konsum illegaler Substanzen zu sprechen. Zudem zeigen auch Theorien aus der Sozialen Arbeit auf, dass die Peergroup Einfluss auf die Entstehung von problematischen Konsummustern nimmt. Besonders die Theorie der Lebensbewältigung und die Theorien der Subkulturen zeigen auf, dass sich in Peergroups ganze Bewältigungskulturen etablieren können. Dies weist darauf hin, dass die Peergroup durchaus relevant für die Prävention sein kann. Untermauert wird dies dadurch,

dass bereits das Konzept des Peer Involvements besteht und verschiedene Ansätze enthält, welche die Peergroup in die Prävention miteinbeziehen. In der Stadt Zürich zeigt sich diese Relevanz anhand der ausgewählten Praxisinstitutionen bisher allerdings noch kaum. Es lassen sich zwar einige Aspekte aus den Angeboten mit den vorgestellten Methoden verbinden, trotzdem wäre ein Ausbau in allen drei Organisationen durchaus denkbar. Besonders hinsichtlich Fokussierung auf den Konsum illegaler psychoaktiver Substanzen scheint die Peergroup von Jugendlichen in diesen Praxisinstitutionen kaum relevant bei Präventionsmassnahmen zu sein.

5.2 Kritische Würdigung der Arbeit

Literarisch zeigt sich eine grosse Vielfalt an Entwicklungstheorien, Erklärungsansätzen zur Entstehung von problematischen Konsummustern und Methoden, welche die Peergroup in die Prävention miteinbeziehen. Da eine ausgeprägte Auseinandersetzung mit all diesen Konstrukten den Umfang dieser Arbeit überschreiten würde, entschied sich die Autorin dafür, ausgewählte Aspekte näher zu beleuchten. Daraus ergibt sich zwangsläufig eine lückenhafte Betrachtung der einzelnen Themenfelder.

Ähnlich verhält es sich mit der Beurteilung der Lage in der Stadt Zürich. So kann nicht ausgeschlossen werden, dass in anderen Praxisorganisationen Methoden aus dem Peer Involvement durchaus angewendet werden. Trotzdem bietet die differenzierte Auseinandersetzung mit den einzelnen Themen eine fundierte Grundlage, um die Fragestellung zu bearbeiten.

Allerdings zeigte sich, dass die Frage nach der Relevanz die Beantwortung erschwerte. Es lässt sich zwar aufzeigen, dass die Peergroup für die Prävention relevant ist, jedoch ist die Relevanz als latentes Konstrukt kaum messbar. Dafür hätte die Arbeit manifeste Variablen definieren müssen. Die Ergebnisse sind allerdings aufgrund einer differenzierten Auseinandersetzung mit vielfältigen wissenschaftlichen literarischen Quellen nicht weniger aussagekräftig.

Schlussendlich zeigt sich eine Stärke der Arbeit darin, dass die Thematik der Stigmatisierung immer wieder aufgegriffen wird. Dadurch macht sie darauf aufmerksam, dass gerade im Bereich der Prävention von illegalem Substanzkonsum überprüft werden muss, ob und inwiefern stigmatisierende und ausschliessende Mechanismen aufrecht gehalten werden. Insofern reflektiert sich die Autorin immer wieder selbst, ob die vorliegende Arbeit stigmatisierende Aspekte enthält.

5.3 Fazit für die Praxis & die Theorie

Die vorliegende Arbeit zeigt für die Praxis auf, dass bezüglich Einbezug der Peer-group zur Prävention von problematischen Konsummustern illegaler Substanzen bei Jugendlichen in der Stadt Zürich zumindest bei drei grösseren Institutionen eine Lücke besteht. So zeigen zwar alle drei Institutionen, dass ihnen die Relevanz der Peer-group bewusst ist, bedauerlicherweise fehlt es allerdings an einer Umsetzung, um sie miteinzubeziehen, oder der Fokus liegt nicht auf illegalen Substanzen.

Die Methode Peer Education könnte in allen drei Institutionen umgesetzt werden. So könnte die Suchtpräventionsstelle Zürich beispielsweise aktiv Schulen dabei unterstützen, diese mit ihrer eigenen Schülerschaft umzusetzen. Mit dem Fachwissen der Mitarbeitenden der Suchtpräventionsstelle könnten sie die Jugendlichen selbst schulen und regelmässig mit ihnen in Kontakt treten. Genauso könnte die OJA ausgewählte Jugendliche, die ihre Angebote nutzen, über die Vorteile einer solchen Methode informieren und motivieren, an einem solchen Projekt teilzunehmen. Das DIZ kann in den Beratungen eruieren, welche Jugendlichen schon ein besonderes Interesse an Risiken und schadensmindernden Massnahmen haben und allenfalls schon Wissen dazu besitzen. Gemeinsam könnte dieses durch die Peer Education ausgebaut werden und die Jugendlichen könnten bei der aufsuchenden Sozialarbeit mitwirken.

Genauso ist es möglich, die Positive Peer Culture in allen drei Institutionen umzusetzen oder auszubauen. Die Suchtpräventionsstelle könnte ihr Angebot «Limit» erweitern und besondere Gruppen für Jugendliche anbieten, die schon einen problematischen Substanzkonsum aufweisen. Auch die OJA und das DIZ könnten solche Angebote einführen, da sie aufgrund ihrer Arbeitsweise in nahem Kontakt mit Jugendlichen stehen und so geeignete Jugendliche auf solche Angebote hinweisen könnten.

Funktionale Äquivalente scheinen beim DIZ als tertiärpräventive Stelle weniger sinnvoll, da sich diese weniger auf den Substanzkonsum selbst fokussieren, sondern nach geeigneten Alternativen suchen. Besonders die OJA könnte hier mit ihren Musikproduktionsräumen anschliessen. Nachdem der Selbstwert, die Selbstwirksamkeit und die soziale Anerkennung durch das Produzieren der Musik wieder hergestellt wurden, könnten gezielte Gespräche mit betroffenen Jugendlichen helfen, über eine Minimierung des Konsums nachzudenken. Zudem könnten weitere Projekte andere Jugendliche ansprechen, welche kein Interesse an der Musikproduktion haben. Denkbare Möglichkeiten wären beispielsweise Kampfsport-, Theater- oder Tanzgruppen.

Um die Vorteile sowie die Risiken solcher Methoden aufzuzeigen, wären Wirksamkeitsstudien bei der Umsetzung dieser Angebote interessant. Dies hilft zudem politische und/oder finanzierende Anspruchsgruppen davon zu überzeugen, dass zusätzliche personelle, finanzielle und materielle Ressourcen für solche Angebote allenfalls sinnvoll eingesetzt wären.

Anhand solcher Wirksamkeitsstudien zeigt sich zudem, dass die Thematik auch für die Forschung ein interessantes Feld darstellt. So könnte da vermehrt untersucht werden, welche Eigenschaften der Peergroups sich positiv oder negativ auf das Konsumverhalten von Jugendlichen auswirkt. Ausserdem wäre die Frage danach, weshalb die Peergroup aktuell kaum in die Prävention von problematischem Konsum illegaler Substanzen einbezogen wird, für forschersiche Arbeiten äusserst interessant. Eventuell könnten hierbei bestehende Vorurteile, dass die Peergroup durch Dynamiken des Gruppendrucks vorwiegend konsumverstärkend wirkt, von Bedeutung sein. Andererseits wäre auch Adultismus eine denkbare Komponente. So könnten Jugendliche aufgrund ihres Alters als inkompetent erachtet werden, wenn es um die Ausführung von präventiven Massnahmen bei ihren Peers geht. Ein internationaler Blickwinkel könnte hierbei Informationen darüber geben, ob andere Länder die Peergroup schon vermehrt in diesem Bereich miteinbeziehen. Falls dies der Fall ist, stellt sich die Frage, ob die Haltung gegenüber Jugendlichen in der Gesellschaft darauf Einfluss hat und wie diese Angebote konkret ausgestaltet werden.

Weiter wäre es aufschlussreich zu erfahren, inwiefern sich Jugendliche auch ohne solche Angebote miteinander über Risiken und schadensmindernde Massnahmen austauschen. Ein Stadt-Land-Vergleich könnte dabei Informationen dazu liefern, ob die Menge an präventiven Angeboten in der näheren Umgebung hier einen Unterschied macht. Zudem wäre es interessant zu erfahren, welche Relevanz subkulturelle Theorien heute in der Schweiz haben. So sind die Studien, welche diesen Theorien zugrunde liegen, oftmals schon älter und begrenzen sich meist auf den amerikanischen Kontinent.

Aktuell zeigt sich allerdings für die Forschung und auch für die Praxis die Legalisierung und Entkriminalisierung von illegalen Substanzen als vorherrschende Thematik. So sind in Bezug auf Cannabis in der ganzen Schweiz Pilotprojekte geplant. Welche Auswirkungen eine solche Anpassung auf die Soziale Arbeit hat, wird sich zukünftig zeigen. Durch die vorliegende Arbeit wird ersichtlich, dass auch mit solchen Entwicklungen die Peergroup von Jugendlichen in der sozialarbeiterischen Praxis sowie in der Forschung nicht vernachlässigt werden darf.

Literaturverzeichnis

- Albert, M., Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2015). Jugend 2015: Eine neue Generationsgestalt? In Shell Deutschland Holding (Hrsg.), *Jugend 2015. Eine pragmatische Generation im Aufbruch* (Shell-Jugendstudie, S. 33–46). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Alder, M. & Oehler, P. (2005). Peer-Education: Jugendliche arbeiten in der Prävention. *SuchtMagazin*, 31(5), 11–14. doi:10.5169/SEALS-800414
- Amrhein, C. (2019). *Drogensucht und Drogenmissbrauch. Wenn das „Experimentieren“ mit Drogen ausser Kontrolle gerät und in die Abhängigkeit führt*. Zugriff am 20.04.2023. Verfügbar unter: <https://www.therapie.de/psyche/info/index/diagnose/drogensucht/artikel/>
- Baier, D., Schepker, K. & Bergmann, M. C. (2016). Macht Kiffen friedlich und Saufen aggressiv? Zum kausalen Zusammenhang von Cannabis- und Alkoholkonsum und delinquentem Verhalten. *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe*, 19(4), 324–332. Verfügbar unter: https://www.dvjj.de/wp-content/uploads/2019/12/ZJJ_4-16_Baier-Schepker-Bergmann_Macht-kiffen-friedlich-und-Saufen-aggressiv.pdf
- Bakken, S. A. & Demant, J. J. (2019). Sellers' risk perceptions in public and private social media drug markets. *International Journal of Drug Policy*, 73, 255–262. doi:10.1016/j.drugpo.2019.03.009
- Barsch, G. (2012). Drogenmündigkeit. *Sozial Extra*, 36(11–12), 45–48. doi:10.1007/s12054-012-1021-7
- Bauer, U. & Hurrelmann, K. (2021). *Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung (MpR)* (14., vollständig überarbeitete Aufl.) [PDF]. Weinheim: Beltz.
- Baumgartner, F. & Haefeli, R. (2021, Dezember 26). Interview. „Ich persönlich glaube, dass junge Menschen inzwischen zu viele Substanzen nehmen und der

- Konsum eine zu grosse Rolle in ihrem Alltag spielt“. *Neue Zürcher Zeitung*. Verfügbar unter: <https://www.nzz.ch/zuerich/drogenkonsum-in-zuerich-substanzkonsum-ist-normal-geworden-ld.1660638?reduced=true>
- Beck, S., Diethelm, A., Kerssi, M., Grand, O. & Schmocker, B. (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis* [PDF]. Bern: AvenirSocial.
- Bell-D'Avis, S. (2020). Reden wir vom ganzen Menschen?! Der Beitrag des bio-psycho-sozialen Modells für ein modernes Verständnis der Suchterkrankung. In C. Rummel & R. Gassmann (Hrsg.), *Sucht: bio-psycho-sozial. Die ganzheitliche Sicht auf Suchtfragen - Perspektiven aus Sozialer Arbeit, Psychologie und Medizin* (S. 140–148) [PDF]. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bennewitz, H., Breidenstein, G. & Meier, M. (2016). Peerkultur in der Schule. In S.-M. Köhler, H.-H. Krüger & N. Pfaff (Hrsg.), *Handbuch Peerforschung* (S. 413–426) [PDF]. Opladen: Barbara Budrich.
- Berger, C. (2022). Suchtprävention in der Verantwortung: Stigmatisierung überwinden. *Public Health Forum*, 30(1), 51–53. doi:10.1515/pubhef-2021-0127
- Biesinger, R. & Klute, M. (2020). *Toxisch* [PDF]. Berlin: Springer.
- Böhnisch, L. (2002). Drogengebrauch in der Jugendphase. In H. Arnold & H.-J. Schille (Hrsg.), *Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder - Handlungskonzepte - Praxisschritte* (S. 107–119). Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, L. (2012). Lebensbewältigung. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (4. Aufl., S. 219–233) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-94311-4_9
- Böhnisch, L. (2018). *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung* (Grundlagentexte Pädagogik, 8., erweiterte Aufl.) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böhnisch, L. (2019a). *Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit* (Zukünfte, 2., überarbeitete und erweiterte Aufl.) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.

- Böhnisch, L. (2019b). Sozialisation als Lebensbewältigung. In T. Grendel (Hrsg.), *Sozialisation und Soziale Arbeit. Studienbuch zu Theorie, Empirie und Praxis* (S. 62–72) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-25511-4_3
- Böhnisch, L. & Funk, H. (2013). *Soziologie - eine Einführung für die soziale Arbeit* (Studienmodule Soziale Arbeit) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böhnisch, L. & Schille, H.-J. (2002). Drogengebrauch als Risiko- und Bewältigungsverhalten. In H. Arnold & H.-J. Schille (Hrsg.), *Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Handlungsfelder - Handlungskonzepte - Praxisschritte* (S. 41–50). Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, L. & Schröer, W. (2018). Lebensbewältigung. In G. Graßhoff, A. Renker & W. Schröer (Hrsg.), *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung* (S. 317–326) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-15666-4_21
- Böllert, K. (2018). Prävention und Intervention. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Trepow & H. Ziegler (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (6., überarbeitete Aufl., S. 1185–1190) [PDF]. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Braches-Chyrek, R. (2019). *Soziale Arbeit – die Methoden und Konzepte* (Soziale Arbeit – Grundlagen, Bd. 2). Opladen: Barbara Budrich.
doi:10.36198/9783838547725
- Breidenstein, G. (2008). Peer-Interaktion und Peer-Kultur. In W. Helsper & J. Böhme (Hrsg.), *Handbuch der Schulforschung* (2., durchgesehene und erweiterte Aufl., S. 945–964) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
doi:10.1007/978-3-531-91095-6_39
- Brendtro, L. K. (2019). Großzügigkeit als grundlegendes Element der Positive Peer Culture. In D. Süss & C. Negri (Hrsg.), *Angewandte Psychologie. Beiträge zu einer menschenwürdigen Gesellschaft* (S. 27–42) [PDF]. Berlin: Springer.
doi:10.1007/978-3-662-58409-5_3

- Bücheli, A. (2021). Soziale Arbeit, nach acht: Arbeitsfeld Nightlife. In M. Krebs, R. Mäder & T. Mezzera (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Sucht. Eine Bestandesaufnahme aus der Praxis* (S. 209–230) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS.
doi:10.1007/978-3-658-31994-6_13
- Buchli, M. (2021). Soziale Arbeit in der Suchtprävention - eine Suche. Arbeitsfeld Prävention. In M. Krebs, R. Mäder & T. Mezzera (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Sucht. Eine Bestandesaufnahme aus der Praxis* (S. 39–53) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-31994-6
- Bühringer, G. & Metz, K. (2009). Störungen durch Konsum von Alkohol und illegalen Drogen. In J. Margraf & S. Schneider (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie. Band 2: Störungen im Erwachsenenalter - Spezielle Indikationen - Glossar* (3. vollständig bearbeitete und erweiterte Aufl., S. 345–370) [PDF]. Heidelberg: Springer Medizin. doi:10.1007/978-3-540-79543-8_17
- Bundesamt für Gesundheit. (2022a). Regulierungen im Suchtbereich. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter: <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/gesund-leben/sucht-und-gesundheit/regulierungen-suchtbereich.html>
- Bundesamt für Gesundheit. (2022b). Suchtprävention. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter: <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/gesund-leben/sucht-und-gesundheit/suchtpraevention.html>
- Bundesamt für Gesundheit. (2022c). Vier-Säulen-Politik. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter: <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/strategie-und-politik/politische-auftraege-und-aktionsplaene/drogenpolitik/vier-saeulen-politik.html>
- Bundschuh, K. (2009). Prävention und Intervention über die Lebensspanne. In K. Bundschuh & J. Bach (Hrsg.), *Prävention und Intervention über die Lebensspanne. Schulische und ausserschulische Handlungsfelder* (S. 13–33) [PDF]. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. Verfügbar unter: doi:10.35468/9783781552289

- Conzen, P. (2020). *Erik H. Erikson. Grundpositionen seines Werkes* (2. Aufl.) [PDF]. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Daumann, J. & Gouzoulis-Mayfrank, E. (2015). *Amphetamine, Ecstasy und Designerdrogen* (Sucht: Risiken - Formen - Interventionen. Interdisziplinäre Ansätze von der Prävention zur Therapie) [PDF]. Stuttgart: Kohlhammer.
- Delgrande Jordan, M., Scheider, E., Eichenberger, Y. & Kretschmann, A. (2019). *La consommation de substances psychoactives des 11 à 15 ans en Suisse - Situation en 2018 et évolutions depuis 1986. Résultats de l'étude Health Behaviour in School-aged Children (HBSC)* [PDF]. Lausanne: Addiction Suisse. Verfügbar unter: https://www.hbsc.ch/pdf/hbsc_bibliographie_342.pdf
- Dollinger, B., Heppchen, S. & Schirmer, S. (2020). Devianz. In P. Bollweg, J. Buchna, T. Coelen & H.-U. Otto (Hrsg.), *Handbuch Ganztagsbildung* (2., aktualisierte und erweiterte Aufl., S. 391–401) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-23230-6_30
- Dollinger, B. & Raithel, J. (2006). *Einführung in Theorien abweichenden Verhaltens. Perspektiven, Erklärungen und Interventionen* (Beltz Studium) [PDF]. Weinheim: Beltz Verlag.
- Drogeninformationszentrum. (2022). *MDMA-Auswertung Drug Checking im DIZ Zürich 2021* [PDF]. Zürich: Stadt Zürich. Verfügbar unter: https://assets-global.website-files.com/610d1cd6f18c817c8ccc47f4/62727c38f8c59757582e001e_XTC_MDM_A_Auswertung_2021_final.pdf
- drugcom.de. (2023). *Psilocybin*. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter: <https://www.drugcom.de/drogenlexikon/buchstabe-p/psilocybin/>
- Ecarius, J. (2007). Familienerziehung. In J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 137–156) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Verfügbar unter: doi:10.1007/978-3-531-90675-1

- Ecarius, J., Köbel, N. & Wahl, K. (2011). *Familie, Erziehung und Sozialisation* (Basiswissen Sozialisation) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eidgenössische Kommission für Drogenfragen. (2006). *Von der Politik der illegalen Drogen zur Politik der psychoaktiven Substanzen*. Bern: Hans Huber.
- Elkins, C. (2020). Hallucinogen Persisting Perception Disorder (HPPD). *Drug Rehab*. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter: <https://www.drugrehab.com/addiction/drugs/hallucinogens/hppd/>
- Eschenbeck, H. & Knauf, J. (2018). Entwicklungsaufgaben und ihre Bewältigung (Springer-Lehrbuch). In A. Lohaus (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des Jugendalters* (S. 23–50) [PDF]. Berlin: Springer. doi:1007/978-3-662-55792-1_2
- European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction. (2021). *Polydrug use: health and social responses* (Health and social responses to drug problems: a European guide). Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter: https://www.emcdda.europa.eu/publications/mini-guides/polydrug-use-health-and-social-responses_en
- Füssenhäuser, C. (2006). Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit. In B. Dollinger & J. Raithel (Hrsg.), *Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar* (S. 127–144) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-90353-8_9
- Füssenhäuser, C. (2016). Lebensweltorientierung und Sucht. In K. Grunwald & H. Thiersch (Hrsg.), *Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit: Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern* (Grundlagentexte Pädagogik, 3., vollständig überarbeitete Aufl., S. 212–220) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gaupp, N. & Berngruber, A. (2022). Erwachsenwerden heute - eine komplexe Herausforderung auch und gerade in Zeiten von Corona. In A. Berngruber & N.

- Gaupp (Hrsg.), *Erwachsenwerden heute. Lebenslagen und Lebensführung junger Menschen* (S. 253–260) [PDF]. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Glahn, A., Hillemacher, T. & Bleich, S. (2015). Psychische und Verhaltensstörung durch Kokain, Amphetamine, Ecstasy und Halluzinogene. *PSYCH up2date*, 9(4), 197–207. doi:10.1055/s-0041-102271
- Gmel, G., Kuendig, H., Notari, L. & Gmel, C. (2017). *Suchtmonitoring Schweiz. Konsum von Alkohol, Tabak und illegalen Drogen in der Schweiz im Jahr 2016* [PDF]. Lausanne: Sucht Schweiz. Verfügbar unter: <https://www.suchtschweiz.ch/wp-content/uploads/2023/01/suchtmonitoring-schweiz-konsum-von-alkohol-tabak-und-illegalen-drogen-in-der-schweiz-im-jahr-2016.pdf>
- Gouzoulis-Mayfrank, E. (2012). Halluzinogene. In G. Gründer & O. Benkert (Hrsg.), *Handbuch der Psychopharmakotherapie* (2., vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl., S. 913–918). Berlin: SpringerMedizin. doi:10.1007/978-3-642-19844-1_71
- Greca, R. (2021). Illegale Drogen – Prävalenz, Bedeutung und Implikationen für die Prävention und Gesundheitsförderung. In M. Tiemann & M. Mohokum (Hrsg.), *Prävention und Gesundheitsförderung* (Springer Reference Pflege – Therapie – Gesundheit, S. 459–471). Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-62426-5_34
- Griese, H. M. (2016). Die soziologische Perspektive: Peers und ihre Bedeutung für die gesellschaftliche (Des-?)Integration. In S.-M. Köhler, H.-H. Krüger & N. Pfaff (Hrsg.), *Handbuch Peerforschung* (S. 55–73) [PDF]. Opladen: Barbara Budrich. Verfügbar unter: doi:10.3224/9783847408451
- Grunert, C. (2007). Bildung und Lernen - ein Thema der Kindheits- und Jugendforschung?. In T. Rauschenbach, W. Dux & E. Sass (Hrsg.), *Informelles Lernen im Jugendalter. Vernachlässigte Dimensionen der Bildungsdebatte* (Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfeforschung, 2. Aufl., S. 15–34). Weinheim: Juventa.

- Grünwald, J. G. (2020). Ästhetik von Subkulturen. In H. Friese, M. Nolden, G. Rebane & M. Schreiter (Hrsg.), *Handbuch Soziale Praktiken und Digitale Alltagswelten* (S. 251–259) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-08357-1_46
- Grunwald, K. & Thiersch, H. (2018a). Lebensweltorientierung. In H.-U. Otto, H. Thiersch, R. Treptow & H. Ziegler (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (6., überarbeitete Aufl., S. 906–915) [PDF]. München: Ernst Reinhardt Verlag. doi:10.2378/9783497604357
- Grunwald, K. & Thiersch, H. (2018b). Lebensweltorientierung. In G. Grasshoff, A. Renker & W. Schröer (Hrsg.), *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung* (S. 303–315) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-15666-4_20
- Hafen, M. (2005). Prävention und Peer-Groups. *SuchtMagazin*, 31(5), 29–32. doi:10.5169/SEALS-800419
- Haijen, E. C. H. M., Kaelen, M., Roseman, L., Timmermann, C., Kettner, H., Russ, S., ... Carhart-Harris, L. (2018). Predicting Responses to Psychedelics: A Prospective Study. *Frontiers in Pharmacology*, 9(897), 1–20. doi:10.3389/fphar.2018.00897
- Hannover, B., Zander, L. & Wolter, I. (2014). Entwicklung, Sozialisation und Lernen. In T. Seidel & A. Krapp (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie* (6., vollständig überarbeitete Aufl., S. 139–165) [PDF]. Weinheim: Beltz.
- Harring, M. (2007). Informelle Bildung - Bildungsprozesse im Kontext von Peerbeziehungen im Jugendalter. In M. Harring, C. Rohlfis & C. Palentien (Hrsg.), *Perspektiven der Bildung. Kinder und Jugendliche in formellen, nicht-formellen und informellen Bildungsprozessen* (S. 237–258) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-90637-9_13
- Hartogsohn, I. (2017). Constructing drug effects: A history of set and setting. *Drug Science, Policy and Law*, 3, 1–17. doi:10.1177/2050324516683325

- Heeg, R., Steiner, O. & Balleys, C. (2016). Partizipation Jugendlicher in Peer Involvement-Ansätzen. Erfahrungen aus der Evaluation von sieben Projekte. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 14(4), 416–435. doi:10.26041/FHNW-984
- Hermle, L. & Schuldt, F. (2018). MDMA. In M. von Heyden, H. Jungaberle & T. Majić (Hrsg.), *Handbuch Psychoaktive Substanzen* (Springer Reference Psychologie, S. 551–565) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-642-55125-3_25
- Heyer, R. (2010). Peer-Education - Ziele, Möglichkeiten und Grenzen. In M. Harring, O. Böhm-Kasper, C. Rohlfis & C. Palentien (Hrsg.), *Freundschaften, Cliquen und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen* (S. 407–421) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-92315-4_19
- Heyer, R., Palentien, C. & Gürlevik, A. (2012). Peers. In U. Bauer, U.H. Bittlingmayer & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (Bildung und Gesellschaft, S. 983–999) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-18944-4_57
- Hitzler, R. & Niederbacher, A. (2010). *Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute* (Erlebnisswelten, 3., vollständig überarbeitete Aufl.) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hüppi, R. (2023, Februar 7). Entwicklung und Potential eines Tonstudios in der OJA. *DOJ*. Zugriff am 30.03.2023. Verfügbar unter: <https://doj.ch/entwicklung-und-potential-eines-tonstudios-in-der-oja/>
- Infodrog. (2014). *Arbeit mit Peers im Suchtbereich in der Schweiz* [PDF]. Bern: Infodrog. Verfügbar unter: https://www.infodrog.ch/files/content/peers/infodrog_leitfaden-peers_de_2014.pdf
- Infodrog. (2020). *Synthetische Cannabinoide. Informationen für Suchtfachleute* [PDF]. Bern: Infodrog. Verfügbar unter: https://www.infodrog.ch/files/content/schadensminderung_de/2020-12_fiche-cannabinoides-prof_de.pdf

- Infodrog. (2023a). Drogenpolitik. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter:
<https://www.infodrog.ch/de/wissen/suchtpolitik/drogenpolitik.html>
- Infodrog. (2023b). Psychedelika. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter:
<https://www.infodrog.ch/de/wissen/suchtformen/psychedelika.html>
- Infodrog. (n.d.). *Factsheet „Drug Checking“* [PDF]. Bern: Infodrog. Verfügbar unter:
https://www.infodrog.ch/files/content/nightlife/de/2017_4-neu_factsheet_drugchecking_de.pdf
- Johnstad, P. G. (2021). Day trip to hell: A mixed methods study of challenging psychedelic experiences. *Journal of Psychedelic Studies*, 5(2), 114–127.
doi:10.1556/2054.2021.00155
- Kästner, M. (2003). Peer-Education - ein sozialpädagogischer Arbeitsansatz (Beltz-Votum). In M. Nörber (Hrsg.), *Peer Education. Bildung und Erziehung von Gleichaltrigen durch Gleichaltrige* (S. 50–64). Weinheim: BeltzVotum.
- Keller, R., Kern-Scheffeldt, W. & Reinhard, I. (2017). *PeerWork Schweiz. Grundlagenpapier für ein gemeinsames Verständnis* [PDF]. Bern: PeerWork Schweiz.
Verfügbar unter: https://docs.wixstatic.com/ugd/3a883f_6d00bb2db9b64153a03cb97387779b06.pdf
- Kern, W. (1998). Peergroup education und Suchtprävention. *infos und akzente*, 5(3), 15–18. Verfügbar unter: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=iu-001%3A1998%3A5%3A%3A100>
- Kern-Scheffeldt, W. (2005). Peer-Education und Suchtprävention. *SuchtMagazin*, 31(5), 3–10. doi:10.5169/SEALS-800413
- Kessels, U. (2013). Jugend. In S. Andresen, C. Hunner-Kreisel & S. Fries (Hrsg.), *Erziehung. Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 39–44) [PDF]. Stuttgart: J.B. Metzler. doi:10.1007/978-3-476-05023-6_6
- Know-Drugs. (2023a). Psilocybin. In *Substanz Infos*. Verfügbar unter:
<https://de.know-drugs.ch/substanzen/psilocybin/21>

- Know-Drugs. (2023b). *Substanzengruppen*. Zugriff am 28.03.2023. Verfügbar unter:
<https://de.know-drugs.ch/substanzengruppen>
- Köhler, S.-M., Krüger, H.-H. & Pfaff, N. (2016). Peergroups als Forschungsgegenstand - Einleitung. In S.-M. Köhler, H.-H. Krüger & N. Pfaff (Hrsg.), *Handbuch Peerforschung* (S. 11–33) [PDF]. Opladen: Barbara Budrich. Verfügbar unter:
 doi:10.3224/9783847408451
- Kolte, B. & Schmidt-Semisch, H. (2019). Kontrollierter Drogenkonsum. Ein prekäres Paradigma? In R. Feustel, H. Schmidt-Semisch & U. Bröckling (Hrsg.), *Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive* (S. 173–191) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-22138-6_14
- Konrad, K. & König, J. (2018). Biopsychologische Veränderungen. In A. Lohaus (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie des Jugendalters* (Springer-Lehrbuch, S. 1–21). Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-55792-1_1
- Krainer, R., Hirzel, A., Bühler, N. & Dallo, G. (2021). *Jahresbericht 2021*. Zürich: Verein OJA Offene Jugendarbeit Zürich. Verfügbar unter:
<https://www.oja.ch/jahresbericht-2021/>
- Krämer, M., Halter, S., Küting, T., Liut, J., Madea, B. & Maas, A. (2022). Neue psychoaktive Substanzen: Substanzklassen, rechtlicher Status, Probleme und Gefahren. *Notfall + Rettungsmedizin*, 25(2), 137–146. doi:10.1007/s10049-021-00952-3
- Kretzschmar, M. & Kretzschmar, S. (2011). Illegale Drogen - eine Übersicht (Teil 1). *ErgoMed. Praktische Arbeitsmedizin*, 35(5), 14–23. Verfügbar unter:
https://www.researchgate.net/publication/264442241_Kretzschmar_M_Kretzschmar_S_Illegale_Drogen_-_eine_Ubersicht_Teil_1_Ergo-med_Prakt_Arb_Med_2011_35_5_14-23
- Küfner, H. & Metzner, C. (2011). Drogenmissbrauch und -abhängigkeit. In H.-U. Wittchen & J. Hoyer (Hrsg.), *Klinische Psychologie & Psychotherapie* (Springer-

- Lehrbuch, 2., überarbeitete und erweiterte Aufl., S. 715–742) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-642-13018-2_34
- La Mantia, A., Oechslin, L., Duarte, M., Laubereau, B. & Fabian, C. (2020). *Studie zu den Effekten der Drug-Checking-Angebote in der Schweiz. Bericht zuhanden des Bundesamts für Gesundheit (BAG)* [PDF]. Luzern: Interface Politikstudien Forschung Beratung GmbH und Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW. Verfügbar unter: https://www.bag.admin.ch/dam/bag/de/dokumente/npp/forschungsberichte/forschungsberichte_drogen/studie_effekte_drug-checking.pdf.download.pdf/studie_effekte_drugchecking_2020.pdf
- Laging, M. (2020). *Soziale Arbeit in der Suchthilfe. Grundlagen - Konzepte - Methoden* (Grundwissen Soziale Arbeit, Bd. 28, 2., aktualisierte Aufl.) [PDF]. Stuttgart: Kohlhammer.
- Lambers, H. (2020). *Theorien der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich* (5., überarbeitete Aufl.) [PDF]. Opladen: Barbara Budrich.
doi:10.36198/9783838554761
- Lamnek, S. (2021). *Theorien abweichenden Verhaltens I: „Klassische Ansätze“.* *Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Juristen, Journalisten und Sozialarbeiter* (11., durchgesehene Aufl.) [PDF]. Paderborn: Brill Fink.
doi:10.36198/9783838557571
- Lansford, J. E., Criss, M. M., Pettit, G. S., Dodge, K. A. & Bates, J. E. (2003). Friendship Quality, Peer Group Affiliation, and Peer Antisocial Behavior as Moderators of the Link Between Negative Parenting and Adolescent Externalizing Behavior. *Journal of Research on Adolescence*, 13(2), 161–184.
doi:10.1111/1532-7795.1302002
- Lemert, E. M. (2016). Der Begriff der sekundären Devianz. In D. Klimke & A. Legnaro (Hrsg.), *Kriminologische Grundlagentexte* (S. 125–137) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-06504-1_8

- Levy, S. (2020). Drogen- und Substanzgebrauch bei Jugendlichen. *MSD Manual. Ausgabe für medizinische Fachkreise*. Zugriff am 28.02.2023. Verfügbar unter: <https://www.msdmanuals.com/de/profi/p%C3%A4diatrie/probleme-bei-jugendlichen/drogen-und-substanzgebrauch-bei-jugendlichen>
- Majić, T., Kienast, T., Heinz, A. & Soyka, M. (2017). Drogen- und Medikamentenabhängigkeit. In H.-J. Möller, G. Laux & H.-P. Kapfhammer (Hrsg.), *Psychiatrie, Psychosomatik, Psychotherapie* (Springer Reference Medizin, 5. Aufl., S. 1521–1570) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-49295-6_62
- Majić, T., Schmidt, T. T. & Hermle, L. (2018). Flashbacks und anhaltende Wahrnehmungsstörungen nach Einnahme von serotonergen Halluzinogenen (Springer Reference Psychologie). In M. von Heyden, H. Jungaberle & T. Majić (Hrsg.), *Handbuch Psychoaktive Substanzen* (S. 477–486) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-642-55125-3_63
- Marthaler, M. & Bachmann, A. (2023). *Medikamente und Mischkonsum. Informationen für Fachpersonen im Bereich Sucht* [PDF]. Bern: Infodrog. Verfügbar unter: https://www.infodrog.ch/files/content/ff-de/2020-11_faktenblatt-mischkonsum-prof_de.pdf
- Müller, M. (2010, 22. Juni). Es geht nur darum, cool zu sein. *Tages-Anzeiger*, 23.
- Nadelmann, E. A. (1990). Global Prohibition Regimes. The Evolution of Norms in International Society. *International Organization*, 44(4), 479–526. Verfügbar unter: <https://www.jstor.org/stable/pdf/2706851.pdf>
- Niekrenz, Y. (2018). Rausch als Grenzerfahrung bei Jugendlichen. In A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (Springer Reference Sozialwissenschaften, S. 723–735). Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-04207-3_55
- Nurmala, I., Pertiwi, E. D., Muthmainnah, M., Rachmayanti, R. D., Devi, Y. P., Harris, N., ... Chung, Y. L. (2021). Peer-to-peer education to prevent drug use: A

- qualitative analysis of the perspectives of student peer educators from Surabaya, Indonesia. *Health Promotion Journal of Australia*, 32(S2), 206–211.
doi:10.1002/hpja.400
- Offene Jugendarbeit Zürich. (2018). *Grundlagenpapier Verein OJA Zürich (2. Aufl.)* [PDF]. Zürich: Offene Jugendarbeit Zürich. Verfügbar unter:
https://www.oja.ch/wp-content/uploads/2018/07/Grundlagenpapier-OJA-Z%C3%BCrich_2.-Ausg._26.03.2018.pdf
- Opp, G. & Teichmann, J. (2008). Grundlegende Gedanken zum Thema Positive Peerkultur. In G. Opp & J. Teichmann (Hrsg.), *Positive Peerkultur. Best practices in Deutschland* (S. 15–29) [PDF]. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. Verfügbar unter: doi:10.35468/9783781552340
- Otto, A. (2015). *Positive Peerkultur aus Schülersicht. Herausforderungen (sonderpädagogischer Praxis)* (Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 57) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-07302-2
- Quednow, B. B. (2016). Substanzgebundene Abhängigkeit: Kokain. Defizite in der sozialen Kognition und Motivation. *CliniCum neuropsych*, 16(5), 30–34.
doi:10.5167/UZH-132697
- Quednow, B. B., Steinhoff, A., Bechtiger, L., Ribeaud, D., Eisner, M. & Shanahan, L. (2022). High Prevalence and Early Onsets: Legal and Illegal Substance Use in an Urban Cohort of Young Adults in Switzerland. *European Addiction Research*, 28(3), 186–198. doi:10.1159/000520178
- Quenzel, G. & Hurrelmann, K. (2022). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* (Grundlagentexte Soziologie, 14., überarbeitete Aufl.) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.
- Rademacher, S. (2022). Zum Problem der Unhintergebarkeit elterlicher Zuständigkeit oder: Familiäre Erziehung im Spannungsfeld von Macht und Ohnmacht.

falltiefen. Beiträge aus der kasuistischen Lehrerbildung am Institut für Erziehungswissenschaft, 8(1), 71–74. Verfügbar unter: https://www.iew.uni-hannover.de/fileadmin/iew/Dateien_Arbeitsbereich_Wernet/falltiefen/falltiefen_8_online.pdf

Radtke, P. (2011). Dialog in asymmetrischen Beziehungen. In A. Wuckelt, A. Pithan & C. Beuers (Hrsg.), *Und schuf dem Menschen ein Gegenüber...* - Im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Angewiesensein (Forum für Heil- und Religionspädagogik, S. 9–18) [PDF]. Münster: Comenius-Institut.

Ravens-Sieberer, U., Erhart, M., Dettenborn-Betz, L., Cronjäger, H. & Möller, B. (2011). Psychische Störungen im Kindes- und Jugendalter. In H.-U. Wittchen & J. Hoyer (Hrsg.), *Klinische Psychologie & Psychotherapie* (Springer-Lehrbuch, 2., überarbeitete und erweiterte Aufl., S. 643–672) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-642-13018-2_31

Reker, M., Heinz, T. W. & Biakowski, A. (2020). Psychosomatik: Abhängigkeitserkrankungen. In A. Gillessen, S. Golsabahi-Broclawski, A. Biakowski & A. Broclawski (Hrsg.), *Interkulturelle Kommunikation in der Medizin* (S. 321–329) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-59012-6_30

Reuss, M. (2020). *Jahresbericht 19* [PDF]. Zürich: Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich. Verfügbar unter: <https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/ssd/Deutsch/Gesundheit%20Praevention/Suchtpraevention/ueber-sup/jahresbericht/jahresbericht-2019-neu.pdf>

Rosenbrock, R. & Kümpers, S. (2006). Zur Entwicklung von Konzepten und Methoden der Prävention. *Psychotherapeut*, 51(6), 412–420. doi:10.1007/s00278-006-0511-0

Rothgang, G.-W. & Bach, J. (2021). *Entwicklungspsychologie* (Psychologie in der Sozialen Arbeit, 4. Aufl.) [PDF]. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

- Rutherford, B. N., Lim, C. C. W., Johnson, B., Cheng, B., Chung, J., Huang, S., ...
Chan, G. C. K. (2023). #TurntTrending: a systematic review of substance use
portrayals on social media platforms. *Addiction*, 118(2), 206–217.
doi:10.1111/add.16020
- saferparty. (2021a). Drug Checking. Zugriff am 31.03.2023. Verfügbar unter:
<https://www.saferparty.ch/angebote/drug-checking>
- saferparty. (2021b). Psilocybin. Zugriff am 03.04.2023. Verfügbar unter:
<https://www.saferparty.ch/substanzen/psilocybin>
- Sawyer, S. M., Azzopardi, P. S., Wickremarathne, D. & Patton, G. C. (2018). The
age of adolescence. *The Lancet Child & Adolescent Health*, 2(3), 223–228.
doi:10.1016/S2352-4642(18)30022-1
- Schaffer, H. I. & Schaffer, F. (2020). *Empirische Methoden für soziale Berufe. Eine
anwendungsorientierte Einführung für die qualitative und quantitative Sozialfor-
schung* [PDF]. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Scheer, P. (2019). „Meine Freunde nimmt mir keiner“. Peergroup – zeit- und le-
bensbestimmend. *Monatsschrift Kinderheilkunde*, 167(12), 1149–1153.
doi:10.1007/s00112-019-00805-x
- Scherbaum, N. (2019). *Das Drogentaschenbuch* (6. unveränderte Aufl.) [PDF].
Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
- Scherr, A. (2018). Prävention. In K. Böllert (Hrsg.), *Kompendium Kinder- und Ju-
gendhilfe* (S. 1013–1027) [PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-
531-19096-9_47
- Schröder, A. (2021). Gruppen, Cliques, Freundschaft. In U. Deinet, B. Sturzenhe-
cker, L. von Schwanenflügel & M. Schwerthelm (Hrsg.), *Handbuch Offene Kin-
der- und Jugendarbeit* (5., vollständig neugestaltete Aufl., S. 1379–1382)
[PDF]. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-22563-6_109

- Schuhler, P. (2007). Schädlicher Gebrauch im komorbiden Krankheitsbild: Merkmale und Diagnose in Abgrenzung zur Abhängigkeit. In P. Schuhler (Hrsg.), *Schädlicher Gebrauch von Alkohol und Medikamenten: Diagnose - Komorbidität - Psychotherapie* (S. 10–18) [PDF]. Weinheim: Beltz PVU.
- Schulte, P. (2019). *Kontrolle und Delinquenz. Panelanalysen zu justizieller Stigmatisierung und Abschreckung* (Kriminologie und Kriminalsoziologie, Bd. 19) [PDF]. Münster: Waxmann.
- Schulz, J. & Vivic, B. (2016). Zur Anwendung der Humanontogenetik. In T. Diesner, M. Ketting, O. Scupin & A. Wessel (Hrsg.), *Humanontogenetik. Interdisziplinäre Theorie und Brücke in die Praxis* (S. 59–80) [PDF]. Berlin: Logos Verlag.
- Serafin, A. (2018). Vulnerabilität im Jugendalter. *SuchtMagazin*, 44(3), 5–14.
doi:10.5169/SEALS-832339
- Settertobulte, W. (2021). Alkoholkonsum - ein wichtiges Feld der Prävention und Gesundheitsförderung. In M. Tiemann & M. Mohokum (Hrsg.), *Prävention und Gesundheitsförderung* (Springer Reference Pflege – Therapie – Gesundheit, S. 593–602) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-62426-5_80
- Sohn, E. (2019). Weighing the dangers of cannabis. *Nature*, 572(7771), 16–18.
doi:10.1038/d41586-019-02530-7
- SRF. (2017). *Interview mit Kursleiterin Dörte Wurst* [Audio-Interview]. Verfügbar unter: <https://www.srf.ch/news/regional/zuerich-schaffhausen/zuercher-problem-schueler-ich-weiss-mich-jetzt-zu-beherrschen>
- Stadt Zürich. (2017a). *Aufsuchende Sozialarbeit. Prozessbeschreibung* (Unveröffentlichtes Dokument). Zürich: Stadt Zürich.
- Stadt Zürich. (2017b). *Unterstützungsprozess Beratung. Prozessbeschreibung* (Unveröffentlichtes Dokument). Zürich: Stadt Zürich.
- Stadt Zürich. (2023a). *Drogeninformationszentrum (DIZ) - Kompetenzzentrum für Freizeitdrogenkonsum*. Zugriff am 31.03.2023. Verfügbar unter:

https://www.stadt-zuerich.ch/content/sd/de/index/unterstuetzung/drogen/diz.html#kontakt_drogeninformationszentrumdiz

Stadt Zürich. (2023b). *LIMIT*. Zugriff am 30.03.2023. Verfügbar unter:

https://www.stadt-zuerich.ch/ssd/de/index/gesundheit_und_praevention/suchtpraevention/angebote/schule-bildung/angebot_limit.html

Stadt Zürich. (2023c). *Suchtprävention*. Zugriff am 30.03.2023. Verfügbar unter:

https://www.stadt-zuerich.ch/ssd/de/index/gesundheit_und_praevention/suchtpraevention.html

Stauber, B. (2020). Alkoholkonsum als Bewältigungsstrategie? Anmerkungen zu risikanten Praktiken im Jugendalter. In G. Stecklina & J. Wienforth (Hrsg.), *Handbuch Lebensbewältigung und Soziale Arbeit. Praxis, Theorie und Empirie* (Übergangs- und Bewältigungsforschung, S. 58–66) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.

Steinebach, C., Schrenk, A., Steinebach, U. & Brendtro, L. K. (2018). *Positive Peer Culture. Ein Manual für starke Gruppengespräche* (Edition Sozial) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.

Steinebach, C. & Steinebach, U. (2013). Gleichaltrige: Peers als Ressource. In C. Steinebach & K. Gharabaghi (Hrsg.), *Resilienzförderung im Jugendalter. Praxis und Perspektiven* (S. 93–109) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-642-33048-3_7

Steinhoff, A., Bechtiger, L., Ribeaud, D., Eisner, M. P., Quednow, B. B. & Shanahan, L. (2022). Polysubstance Use in Early Adulthood: Patterns and Developmental Precursors in an Urban Cohort. *Frontiers in Behavioral Neuroscience*, 15(797473), 1–13. doi:10.3389/fnbeh.2021.797473

Stier, B. & Weissenrieder, N. (2006). Psychosoziale Entwicklung. In B. Stier & N. Weissenrieder (Hrsg.), *Jugendmedizin. Gesundheit und Gesellschaft* (S. 16–20) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/3-540-29718-9_3

- Sting, S. (2013). Rituale und Ritualisierungen in Übergängen des Jugendalters. In W. Schröer, B. Stauber, A. Walther, L. Böhnisch & K. Lenz (Hrsg.), *Handbuch Übergänge* (S. 471–485) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.
- Sting, S. & Blum, C. (2003). *Soziale Arbeit in der Suchtprävention* [PDF]. Stuttgart: Reinhardt UTB. doi:10.36198/9783838524740
- Stöver, H. (2021). Konsum illegaler Drogen – ein wichtiges Feld der Prävention und Gesundheitsförderung. In M. Tiemann & M. Mohokum (Hrsg.), *Prävention und Gesundheitsförderung* (Springer Reference Pflege – Therapie – Gesundheit, S. 603–613). Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-62426-5_81
- Studerus, E., Kometer, M., Hasler, F. & Vollenweider, F. X. (2011). Acute, subacute and long-term subjective effects of psilocybin in healthy humans: a pooled analysis of experimental studies. *Journal of Psychopharmacology*, 25(11), 1434–1452. doi:10.1177/0269881110382466
- Suchtpräventionsstelle. (n.d.). *Leitbild* [PDF]. Zürich: Stadt Zürich. Verfügbar unter: <https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/ssd/Deutsch/Gesundheit%20Praevention/Suchtpraevention/ueber-sup/leitbild-sup.pdf>
- Taddeo, D. (2020). LIMIT. Kompetenzen von Jugendlichen fördern. In Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich (Hrsg.), *Jahresbericht 2020* (S. 9) [PDF]. Zürich: Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich. Verfügbar unter: <https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/ssd/Deutsch/Gesundheit%20Praevention/Suchtpraevention/ueber-sup/jahresbericht/jahresbericht-2020-neu.pdf>
- Thiersch, H. (2020). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit revisited. Grundlagen und Perspektiven* (Edition Soziale Arbeit) [PDF]. Weinheim: Beltz Juventa.
- Thrasher, F. M. (2013). *The Gang. A study of 1,313 gangs in Chicago* (2. überarbeitete Aufl.) [PDF]. Chicago: University of Chicago Press.

- Topping, K. J. (2022). Peer Education and Peer Counselling for Health and Well-Being: A Review of Reviews. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 19(10), 6064. doi:10.3390/ijerph19106064
- Trabandt, S. & Wagner, H.-J. (2020). *Pädagogisches Grundwissen für das Studium der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium*. Opladen: Barbara Budrich.
doi:10.36198/9783838553580
- Trapper, T. (2009). Positive Peer Culture. Eine pädagogische Antwort auf Probleme in Schulen und sozialen Einrichtungen. In K. Sanders & M. Bock (Hrsg.), *Kundenorientierung – Partizipation – Respekt. Neue Ansätze in der Sozialen Arbeit* (S. 167–184) [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
doi:10.1007/978-3-531-91763-4_8
- Ullrich, J. (2018). Konsummusterforschung zu psychoaktiven Substanzen. In M. von Heyden, H. Jungaberle & T. Majić (Hrsg.), *Handbuch Psychoaktive Substanzen* (Springer Reference Psychologie, S. 197–205) [PDF]. Berlin: Springer.
doi:10.1007/978-3-642-55125-3_64
- United Nations Office on Drugs and Crime. (2022). *World Drug Report 2022. Drug Market, Trends, Cannabis, Opioids* [PDF]. Wien: United Nations publication.
Verfügbar unter: https://www.unodc.org/res/wdr2022/MS/WDR22_Booklet_3.pdf
- Urban, R. (2020). Rituale in der offenen Jugendarbeit. *SuchtMagazin*, 46(1), 36–39.
Verfügbar unter: <https://www.e-periodica.ch/digbib/view?pid=sum-003%3A2020%3A46%3A%3A39>
- Valtin, R. (2006). Soziale Unterstützung contra Selbstverwirklichung. Freundschaftskonzepte von Jugendlichen und Erwachsenen im Ost/West-Vergleich. In L.-M. Alisch & J.W.L. Wagner (Hrsg.), *Freundschaften unter Kindern und Jugendlichen. Interdisziplinäre Perspektiven und Befunde* (Dresdner Studien zur

- Erziehungswissenschaft und Sozialforschung, S. 137–155). Weinheim: Juventa.
- Verein OJA Offene Jugendarbeit Zürich. (2019). *Jahresbericht 2019*. Zürich: Verein OJA Offene Jugendarbeit Zürich. Verfügbar unter: <https://www.oja.ch/jahresbericht-2019/>
- Verein OJA Offene Jugendarbeit Zürich. (n.d.). *OJA für die Stadtzürcher Jugend* [PDF]. Verfügbar unter: https://www.oja.ch/wp-content/uploads/2021/09/OJA_Imagebroschuere.pdf
- Veselinović, T. & Schneider, F. (2017). Suchtkrankheiten Teil 2: Illegale Suchtmittel (F1). In Frank Schneider (Hrsg.), *Facharztwissen Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie* (2. Aufl., S. 277–299). Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-662-50345-4_20
- von Heyden, M. & Jungaberle, H. (2018). Psychedelika. In M. von Heyden, H. Jungaberle & T. Majić (Hrsg.), *Handbuch Psychoaktive Substanzen* (Springer Reference Psychologie, S. 669–682) [PDF]. Berlin: Springer. doi:10.1007/978-3-642-55125-3_43
- Vorrath, H. H. & Brendtro, L. K. (2011). *Positive Peer Culture* (2. Aufl.) [PDF]. New York: AldineTransaction.
- Voss, B. (2020). *Psychopharmaka und Drogen. Fakten und Mythen in Frage und Antwort* [PDF]. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Waldis, R. (2022). Was man über Cannabis wissen sollte. *laut&leise*, 20(3), 8–11. Verfügbar unter: https://www.gesundheitsfoerderung-zh.ch/_Resources/Persistent/0/b/d/6/0bd66c4fcaa7ecdfcaaa2e9164daa72e65ee07d0/Magazin%20laut%26leise%203-2022.pdf
- Weidhase, L., Hentschel, H., Mende, L., Schulze, G. & Petros, S. (2014). Akute Vergiftungen im Erwachsenenalter. *Der Internist*, 55(3), 281–296. doi:10.1007/s00108-013-3401-x

- Weilemann, L. S. (2013). Droge ist nicht gleich Droge. *Medizinische Klinik - Intensivmedizin und Notfallmedizin*, 108(6), 484–490. doi:10.1007/s00063-013-0219-1
- Wiesbeck, G. A. (2017). *Kokainabhängigkeit* (Sucht: Risiken - Formen - Interventionen. Interdisziplinäre Ansätze von der Prävention zur Therapie) [PDF]. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wissmann, C. & Stauber, B. (2016). Substanzkonsum in Peerkontexten am Beispiel jugendkulturellen Rauschtrinkens. In S.-M. Köhler, H.-H. Krüger & N. Pfaff (Hrsg.), *Handbuch Peerforschung* (S. 383–394) [PDF]. Opladen: Barbara Budrich. doi:10.3224/9783847408451
- Wohlgemuth, K. (2009). *Prävention in der Kinder- und Jugendhilfe. Annäherung an eine Zauberformel* [PDF]. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- World Health Organization. (2021). *Mental health of adolescents*. Zugriff am 28.03.2023. Verfügbar unter: <https://www.who.int/news-room/fact-sheets/detail/adolescent-mental-health>
- World Health Organization. (2022). *International Classification of Diseases for Mortality and Morbidity Statistics. Eleventh Revision* [PDF]. Genf: World Health Organization. Verfügbar unter: https://icd.who.int/browse11/Downloads/Download?fileName=print_en.zip
- Yesil, N. A. (2021). *Drogen haben kurze Beine. Wege aus der Sucht zurück in ein stabiles Leben* [PDF]. Berlin: Springer.

Anhang

Anhang 1: Gesprächsphasen der Positive Peer Culture75

Anhang 2: Unterschriebene persönliche Erklärung **Fehler! Textmarke nicht definiert.**

Anhang 1: Gesprächsphasen der Positive Peer Culture

Tabelle 1. Gesprächsphasen der PPC

Gesprächsphase	Erklärung / <i>Beispiel</i>
Problembenennung	Alle Jugendliche der Gruppe erzählen von einer Herausforderung im Alltag, die sie beschäftigt.
Problemfindung	Die Jugendlichen diskutieren nun, welche Herausforderung im Zentrum der heutigen Sitzung steht. Pro Sitzung soll nur eine bearbeitet werden und alle sollen mit der Wahl einverstanden sein. Die Fachperson kann Hilfestellung bieten, indem sie darum bittet die Herausforderungen klar zu benennen und die Wahl transparent zu begründen. Kompromisse sind möglich, beispielsweise indem eine andere Herausforderung als Thematik für die nächste Sitzung bestimmt wird.
Problemschilderung	Die Situation wird sachlich und dem zeitlichen Ablauf entsprechend beschrieben. Emotionen sollen benannt werden. Dabei sollen die anderen Gruppenmitglieder nicht unterbrechen.
Nachfragen zum Sachstand	Ab dieser Phase können die anderen Jugendlichen Fragen stellen. Zuerst werden sachliche Unklarheiten geklärt, die sich auf die Situation selbst beziehen.
Nachfragen zu Emotionen	Nun sollen Gefühle, welche in der Situation erlebt wurden, aufgedeckt werden. Dies kann von der Gruppe durch wertschätzende Fragen und Benennung von konkreten Gefühlen erreicht werden. Eine Liste mit verschiedenen Begriffen für Gefühle kann helfen, die passenderen Worte zu finden.

Entwurf von Handlungsalternativen und Lösungsmöglichkeiten	Die Gruppe bespricht Alternativen, wie in einer solchen Situation gehandelt werden könnte. Dabei sollen Vor- und Nachteile beachtet werden. Alternativen können auch andere Jugendliche aus der Gruppe miteinbeziehen.
Hausaufgabenverteilung	Damit die Verantwortung zur Lösung geteilt wird, erstellen die Jugendlichen Hausaufgaben für alle Personen der Gruppe. Bei der nächsten Sitzung wird zu Beginn über diese Hausaufgabe gesprochen.
Rückmelderunde	Zum Schluss übernimmt die Fachperson, fasst die Sitzung zusammen und gibt allen Jugendlichen Rückmeldung bezüglich Verhalten in der heutigen Gruppensitzung.

Quelle: Eigene Darstellung (Braches-Chyrek, 2019, S. 71-72; Steinebach, Schrenk, Steinebach & Brendtro, 2018, S. 92-98; Steinebach & Steinebach, 2013, S. 104)